



Abenteuerstorys

Gustave Aimard

Die Trapper
in Arkansas



Gustave Aimard

DIE TRAPPER IN ARKANSAS

Erster Band

Deutsche Übersetzung von E. Drugulin

Erschienen 1859 im

Verlag von Christian Ernst Kollmann

www.geisterspiegel.de

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Vorspiel

Der Ausgestoßene

Kapitel 1 - Hermosillo

Den Reisenden, der sich zum ersten Mal zu den südlicheren Teilen Amerikas einschiffte, befällt unwillkürlich ein Gefühl unerklärlicher Trauer. In Wirklichkeit ist auch die Geschichte der Neuen Welt eine beklagenswerte Märtyrergeschichte, in welcher unablässig Fanatismus und Habgier Hand in Hand gehen. Das Suchen nach Gold gab die Veranlassung zur Entdeckung von Amerika, und der glückliche Erfolg wandelte das neue Land zu einem Schauplatz um, nach welchem habsüchtige Abenteurer mit dem Dolch in der einen und dem Kreuz in der andern Hand kamen, um Haufen des so heiß ersehnten Metalls zu sammeln, dann aber wieder in die Heimat zurückzukehren, wo sie den gewonnenen Reichtum zur Schau stellten und durch ihren zügellosen Luxus zu neuen Wanderzügen anreizten. Diesem unstillen Zustand ist es zuzuschreiben, dass man in Amerika nichts von jenen großartigen Denkmälern sozusagen den Grundmauern jeder Kolonie findet, die sich in einem neuen Land fortpflanzen will. Wenn man jenen ungeheuren Kontinent, der sich dreihundert Jahre hindurch im friedlichen Besitz der Spanier befunden hat, heute durchwandert, so trifft man kaum da und dort irgendeine namenlose Ruine, während die Monumente, welche vielleicht Jahrhunderte vor seiner Entdeckung durch die Azteken und die Inkas errichtet wurden, noch immer in ihrer majestätischen Einfachheit dastehen, um Zeugnis von dem

früheren Vorhandensein ihrer Erbauer und von ihren Anstrengungen zu Förderung der Zivilisation abzulegen. Ach, was ist aus jenen ruhmvollen, von ganz Europa beneideten Eroberungen geworden, in welchen das Blut der Henker mit dem ihrer Opfer zum Besten einer Nation sich mischte, welche einst so stolz war auf ihre tapferen Capitaine, auf ihr fruchtbares Land und ihren die ganze Welt umfassenden Handel.

Die Zeit ist fortgeschritten und das südliche Amerika büßt eben die Verbrechen, die auf seinem Boden begangen wurden. Zerrissen von Parteien, die sich um die Macht der Stunde streiten, von Verderben bringenden Staatsformen unterdrückt und von den Fremden verlassen, die sich von seinem Reichtum mästeten, bricht es allmählich unter der Last seiner Trägheit zusammen, die außerstande ist, den bleiernen Sargdeckel, der es erstickt, zu lüften, und wird sich erst wieder aufraffen, wenn einst ein neuer Menschen-schlag, die rein ist von Menschenmord und das göttliche Gesetz zu ihrer Richtschnur nimmt, ihm Arbeit und Freiheit, diese Lebens-elemente der Völker, bringen wird. Mit einem Wort, die spanisch-amerikanische Rasse ist in dem Besitztum geblieben, das sie von ihren Vorfahren erbte, ohne seine Grenzen zu erweitern. Ihr Heldenmut liegt im Sarg Karls V. begraben, und vom Mutterland hat sie nichts beibehalten, als die Gastlichkeit, die religiöse Unduldsamkeit, die Mönche, die Gitarreros und die bettelnde Soldateska mit ihren Stutzbüchsen.

Unter allen Staaten des großen mexikanischen Bundes ist Sonora der Einzige, welcher sich infolge seiner Fehden mit den benachbarten Indianerstämmen und der beharrlichen Reibung unter der Bevölkerung selbst teilweise eine cha-

rakteristische Physiognomie erhalten hat. Die Sitten seiner Bewohner verraten eine gewisse Wildheit, welche beim Vergleich mit denen der inneren Provinzen auf den ersten Blick auffällt.

Der Rio Gila kann als die Nordgrenze des Staates betrachtet werden, der im Osten und Westen von der Sierra Madre und dem kalifornischen Meerbusen eingeschlossen wird.

Die Sierra Madre teilt sich in zwei Gebirgszüge, von denen der Hauptzug die Richtung von Norden nach Süden beibehält, der Ausläufer aber gegen Westen umbiegt und sich hinter den am Pazifik liegenden Städte Durango und Xalisco hinzieht. Dieser Zweig der Kordilleren bildet die südliche Grenze von Sonora.

Die Natur scheint gleichsam zum Vergnügen mit vollen Händen ihre Vorzüge in diesem Land ausgestreut zu haben. Das Klima ist freundlich, gemäßigt, gesund. Der Boden birgt Schätze von Gold und Silber, bringt köstliche Früchte hervor, und auch an Arzneipflanzen ist ein Überfluss vorhanden. Man findet hier die heilkräftigsten Balsame, die für die Färberei so wichtige Cochenille, besten Marmor, kostbare Edelsteine, Wild und Fische aller Art. Doch haben in den weiten Einöden des Rio Gila und der Sierra Madre die unabhängigen Indianer, die Comanchen, Pawnee, Pima, Opata und Apachen den Weißen einen blutigen Krieg erklärt und machen sich auf ihren unablässigen und unversöhnlichen Streifzügen teuer bezahlt für das Abhandkommen jener Reichtümer, die ihren Vorfahren geraubt wurden und die sie ohne Unterlass als ihr Eigentum zurückfordern.

Die drei Hauptstädte der Sonora sind Guaymas, Hermosillo und Arispa. Hermosillo, früher Pitic genannt und be-

rühmt durch die Expedition des Grafen de Raoussel-Boulbon, ist die mexikanische Handelsniederlage für den Pazifik und hat mehr als neuntausend Einwohner. Die Stadt liegt auf einer gegen Nordwesten sanft seewärts sich abdachenden Ebene und lehnt sich an einen gegen frostige Winde Schutz verleihenden Berg, El cerro de la Campana, Glockenberg genannt, dessen Gipfel aus ungeheuren Steinblöcken besteht, die beim Anschlag einen klaren metallischen Ton von sich geben. Im Übrigen ist diese Stadt, wie die anderen Städte des spanischen Amerikas, schmutzig, aus gestampfter Erde gebaut und rollt vor den erstaunten Augen des Reisenden ein Bild von Trümmern, Sorglosigkeit und Verödung auf, das die Seele mit Trauer erfüllt.

An dem Tage, wo unsere Erzählung beginnt, nämlich am 17. Januar 1817, zwischen drei und vier Uhr nachmittags, zu der Zeit, wo die Einwohner sich in das Innere ihrer Wohnungen zurückziehen und ihre Siesta zu halten pflegen, bot die Stadt Hermosillo, welche gewöhnlich so still und ruhig ist, einen sonderbaren Anblick.

Eine Menge Leperos, Gambusinos, Schmuggler und besonders Rateros drängte sich unter Geschrei, Drohungen und namenlosem Geheul in der Calle del Rosario durcheinander. Einige spanische Soldaten - zu jener Zeit hatte Mexiko das Joch des Mutterlandes noch nicht abgeschüttelt, - bemühten sich vergeblich, die Ordnung wieder herzustellen und die Menge zu zerstreuen, indem sie aufs Geratewohl derbe Schläge mit dem hölzernen Schaft ihrer Lanzen unter den ihnen am Nächsten Stehenden austeilten.

Aber der Aufruhr, weit entfernt, sich zu legen, stieg im Gegenteil immer höher. Besonders schrien und gestikulierten die unter dem Volk befindlichen Hiaqui auf eine wahrhaft fürchterliche Weise.

Die Fenster sämtlicher Häuser waren dicht von Männern und Frauen besetzt, welche ihre Blicke in Richtung des Cerro de la Campana richteten, von dessen Fuß dichte Rauchwolken in die Höhe wirbelten, und ein außerordentliches Ereignis zu erwarten schienen.

Plötzlich erhob sich lautes Geschrei. Die Menge verteilte sich wie eine explodierende Granate. Jeder warf sich mit den Anzeichen höchsten Schreckens auf die Seite. Ein junger Mann oder vielmehr ein Kind, denn er war kaum sechzehn Jahre alt, erschien, wie im Sturm vom rasenden Galopp eines halbwilden Pferdes davongetragen.

»Haltet ihn auf!«, schrien einige.

»Fangt ihn mit dem Lasso«, heulten andere.

»Valgame Dios!«, murmelten die Frauen, sich bekreuzigend, »es ist der Teufel selbst.«

Aber statt ihn aufzuhalten, wich ihm jeder schleunigst aus. Der kühne Junge setzte mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen, glühendem Antlitz und blitzenden Augen seinen raschen Lauf fort, in dem er rechts und links unter diejenigen, welche sich zu nahe an ihn heranwagten oder von ihrem Missgeschick verhindert wurden, sich schnell genug zu entfernen, derbe Schläge mit der Peitsche austeilte.

»Nun, nun, Caramba!«, sagte ein Vaquero mit brutalem Gesicht und athletischem Körper, als ihn der Junge streifte, »zum Teufel mit dem Narren, der mich beinahe umgerannt hätte! Aber«, fügte er, nachdem er einen Blick auf den jun-

gen Mann geworfen hatte, hinzu, »ich täusche mich nicht, Es ist Rafael, der Sohn meines Gevatters! Warte ein wenig, Piccro!«

Indem er dieses Selbstgespräch zwischen den Zähnen murmelte, entrollte der Vaquero das Lasso, welchen er am Gürtel befestigt trug, und fing an in die Richtung, welche der Reiter eingeschlagen hatte, diesem nachzulaufen.

Die Menge begriff seine Absicht und klatschte enthusiastisch Beifall.

»Bravo! Bravo!«, schrie sie.

»Verfehle ihn nicht, Cornejo!«, riefen bekräftigend mehrere Vaqueros und klatschten in die Hände.

Cornejo, da uns der Name dieser interessanten Persönlichkeit bekannt ist, näherte sich allmählich dem jungen Burschen, vor welchem sich die Hindernisse mehr und mehr häuften.

Der Reiter, den das Geschrei der Anwesenden von der drohenden Gefahr unterrichtete, wandte den Kopf. Er erblickte den Vaquero. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, als er einsah, dass er verloren sei.

»Lass mich laufen, Cornejo«, rief er ihm mit tränenerstickter Stimme zu.

»Nein, nein!«, heulte die Menge, »fange ihn, fange ihn!«

Der Pöbel fand Geschmack an dieser Menschenjagd. Er fürchtete, sich um das Schauspiel, welches ihn in so hohem Grad interessierte, betrogen zu sehen.

»Ergib dich!«, antwortete der Riese, »sonst packe ich dich mit dem Lasso wie einen Cibolo.«

»Ich werde mich nicht ergeben«, sagte der Knabe mit Entschlossenheit.

Die beiden Sprechenden eilten fortwährend vorwärts, der

eine zu Pferde, der andere zu Fuß.

Die Menge folgte ihnen, vor Vergnügen heulend. Der Pöbel ist überall gleich, grausam und ohne Erbarmen.

»Lass mich, sage ich dir«, fuhr der Junge fort, »oder ich schwöre bei den armen Seelen im Fegefeuer, dass dir ein Unglück begegnen wird.«

Der Vaquero lachte höhnisch und schwang das Lasso um seinen Kopf.

»Nimm dich in acht, Rafael«, sagte er, »ich frage dich zum letzten Mal. Willst du dich ergeben?«

»Nein! Tausend Mal Nein!«, schrie der Knabe errötend.

»Nun dann, gnade dir Gott!«, sagte der Vaquero. Das Lasso pfiß und flog davon.

Aber es ereignete sich etwas Seltsames.

Rafael hielt sein Pferd plötzlich an, als ob es in einen Granitblock verwandelt worden wäre, schwang sich aus dem Sattel, sprang wie ein Jaguar auf den Riesen, welchen der Aufprall zu Boden warf, und stieß ihn, ehe es jemand verhindern konnte, das Messer, welches die Mexikaner stets am Gürtel tragen, in die Kehle.

Ein starker Blutstrom spritzte dem Knaben in das Gesicht, der Vaquero quälte sich noch einige Sekunden und blieb dann regungslos liegen.

Er war tot!

Die Menge stieß einen Schrei voller Abscheu und Entsetzen aus.

Der Knabe hatte sich in Blitzesschnelle wieder in den Sattel geschwungen und seinen rasenden Lauf von Neuem begonnen, indem er sein Messer mit satanischem Lachen schwang.

Als der erste Augenblick des Schreckens vorüber war und

man den Mörder verfolgen wollte, war er verschwunden.

Niemand konnte angeben, welche Richtung er eingeschlagen hatte.

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten erschien auch hier der Juez de Letras - der Kriminalrichter - von einer Schar zerlumpter Alguacils begleitet, auf den Schauplatz des Mordes, als es bereits zu spät war.

Der Juez de Letras, Don Inigo Tormentos Abaceyte war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, klein und untersetzt, mit dickem Gesicht, welcher aus einer mit Diamanten besetzten goldenen Dose spanischen Tabak schnupfte und unter einer scheinbaren Gutmütigkeit einen eingefleischten Geiz, verbunden mit großer Schlauheit und einer uner-schütterlichen Kaltblütigkeit, verbarg.

Der würdige Beamtete schien wider alle Erwartung von der Flucht des Mörders nicht im Geringsten überrascht zu sein. Er schüttelte zwei bis drei Mal den Kopf, warf einen Blick auf die Anwesenden und sagte, indem er mit den kleinen grauen Augen blinzelte und sich mit philosophischer Ruhe die Nase voll Tabak stopfte: »Der arme Cornejo, das musste ihm früher oder später passieren.«

»Ja«, sagte ein Lepero, »er ist recht hübsch getroffen.«

»Das habe ich auch gedacht«, erwiderte der Richter, »der Bursche muss Übung haben.«

»Ach! Das müsste sonderbar zugehen«, sagte der Lepero die Achseln zuckend, »es ist ein Kind.«

»Ach!«, sagte der Richter mit geheucheltem Erstaunen und warf seinem Berichterstatter einen versteckten Blick zu. »Ein Kind!«

»So ziemlich«, sagte der Lepero, welcher stolz darauf war, sich so beachtet zu sehen, »es ist Rafael, der älteste Sohn

des Don Ramon.«

»Schau, schau, schau!«, sagte der Richter mit geheimer Genugtuung. »Aber nein«, fuhr er fort, »das kann nicht sein, Rafael ist höchstens sechszehn Jahre alt. Er hätte gewiss keinen Streit mit Cornejo angefangen, der ihn nur berühren brauchte, um mit ihm fertig zu werden.«

»Es ist aber wirklich so, Exzellenz. Wir haben es alle gesehen. Rafael hatte bei Don Aguilar gespielt. Es scheint, dass ihm das Glück nicht günstig gewesen war. Er hat sein ganzes Geld verloren. Da ist er vom Zorn übermannt worden und hat, um sich zu rächen, das Haus in Brand gesteckt.«

»Caramba!«, sagte der Richter.

»Es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen dies mitzuteilen, Exzellenz. Sehen Sie, man sieht noch den Rauch, obgleich das Haus schon zu Asche verbrannt ist.«

»In der Tat«, antwortete der Richter und warf einen Blick in die Richtung, welche ihm der Lepero angegeben hatte. »Und weiter ...«

»Dann«, fuhr der andere fort, »hat er natürlich flüchten wollen. Cornejo versuchte, ihn aufzuhalten.«

»Und er hatte recht.«

»Er hatte unrecht, da ihn Rafael erstochen hat.«

»Das ist richtig«, sagte der Richter, »aber, beruhigt Euch, meine Freunde, das Gesetz wird ihn rächen.«

»Hm!«, brummte ein Lepero mit mitleidigem Lächeln, »das wäre ein Unglück, der Bursche verspricht, meiner Treue, Gutes! Seine Cuchillada für Cornejo ist bewundernswert. Der arme Teufel ist regelrecht erdolcht worden.«

Indessen setzte der Richter seinen Ritt fort, wobei er mit der größten Pünktlichkeit die Grüße, mit denen man ihn auf seinem Wege überschüttete, erwiderte, und befand sich

bald im Freien.

Er zog den Mantel fester zusammen und fragte: »Sind die Waffen geladen?«

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Anführer der Alguacils.

»Gut! Auf zur Hazienda des Don Namon Garillas, und zwar im schnellen Schritt, wir müssen noch vor Anbruch der Nacht ankommen.«

Der Trupp ritt im Galopp davon.

Kapitel 2 - Die Hazienda del Milagro

Die Umgebung von Hermosillo ist eine wahre Einöde, und hauptsächlich führt der Weg zur Hazienda del Milagro durch einen der traurigsten und unfruchtbarsten Landstriche. Nur selten sieht man stellenweise den Eisenholzbaum den Gummibaum, den Perubaum mit seinen roten, pfefferartigen Früchten, die indische Feige und den Kaktus, die einzigen Bäume, welche auf einem Boden vorkommen, den die glühenden Strahlen einer senkrecht über den Häuptern stehenden Sonne ausgebrannt haben. Hin und wieder tauchen, als bitterer Spott, lange Zisternenstangen mit einem verschrumpften ledernen Schöpfeimer an dem einen und mit Riemen festgemachten Steinen an dem andern Ende auf. Allein die Wassergruben sind ausgetrocknet, und auf dem Boden sieht man nur eine Masse schwarzen Schlammes, in welchem Myriaden unreiner Tiere sich tummeln. Ein leichter Luftzug wirbelt Wolken feinen Staubes auf, der den keuchenden Wanderer zu ersticken droht. Unter jedem dürrn Grashalm schmachten schrillende Heu-

schrecken nach dem wohltätigen Tau der Nacht.

Nachdem man mit unsäglicher Anstrengung in dieser dürrn Wüste sechs Wegstunden zurückgelegt hat, erblickt das Auge mit Entzücken eine herrliche Oase, die plötzlich sich aus dem Sand zu erheben scheint. Dieses Eden ist die Hazienda del Milagro.

Um die Zeit unserer Geschichte war jene Hazienda eine der reichsten und größten in der Provinz. Das Hauptgebäude bestand aus zwei Stockwerken und hatte ein Altandach, das aus Schilf gefertigt und mit geschlagener Erde bedeckt war. Zu dem Haus gelangte man über einen weiten Hof, dessen Zugang aus einem gewölbten Portikus mit starken Flügeltüren und einem an der Seite angebrachten Ausfallpörtchen bestand. Die Vorderseite wurde von vier Gelassen eingenommen, deren Fenster mit vergoldeten Gittern und im Innern mit Blenden, ja selbst mit Glasscheiben, einem damals in diesem Land unerhörten Luxus, versehen waren. Auf jeder Seite des Hofes oder Patio befanden sich die gemeinschaftlichen Räume für die Peones, Kinder und so weiter. Das Erdgeschoss des Hauptgebäudes bestand aus drei Gemächern. Das eine war eine große Vorhalle, in welcher mit gemodeltem Corduan gepolsterte, altertümliche Lehnssessel und Ruhebänke, ein großer Nopaltisch und etliche Sitze ohne Lehne standen. An den Wänden hingen in vergoldeten Rahmen mehrere alte Porträts, Bilder von Familienmitgliedern in Lebensgröße, und das Holzwerk der Decke zeigte einen Überfluss von erhabener Schnitzarbeit. Eine Flügeltür führte in den Salon, dessen gegen den Patio hingekehrte Seite einen Fuß höher lag als der übrige Boden. Man sah dort eine Reihe seltsam geschnitzter, niedriger, mit carmoisinrotem Samt überzogener Tabourets mit

gleichen Fußpolstern und einem kleinen viereckigen Tisch von achtzehn Zoll Höhe, der als Arbeitstisch dienen konnte. Dieser Teil des Salons war für die Damen bestimmt, welche nach Art der Maurinnen mit gekreuzten Beinen hier Platz zu nehmen pflegten. Auf der andern Seite befanden sich gleichfalls mit rotem Samt gepolsterte Sessel. Dem Eingang des Salons gegenüber erblickte man das Hauptschlafgemach mit einem Alkoven am Ende einer Erhöhung, auf welcher ein reich vergoldetes Paradebett mit Brokatvorhängen stand, die mit goldenen und silbernen Borten und Fransen verziert waren. Überzüge und Kopfkissen bestanden aus feinstem Leinen und zeigten eine Verzierung von breiten Spitzen.

Nach dem Hauptgebäude kam ein zweiter Patio mit den Küchen und dem Corral. Diesem Hof schloss sich ein großer Garten an, der von Mauern und einem mehr als hundert Ruten großen, englisch angelegten Park umgeben war, in welchem man die seltensten Bäume und Sträucher sehen konnte.

Auf der Hazienda gab es eine Festlichkeit. Es war die Zeit der Matanga del ganado oder des Stierschlachtens. Die Peones hatten einige Schritte von der Hazienda eine Einfriedung errichtet, in welche man die Rinder trieb, um die mageren von den fetten zu trennen. Von Letzteren wurde eines um das andere wieder hinausgelassen. Ein Vaquero stand hinter der Tür der Einfriedung auf der Lauer und hatte ein halbmondförmiges, schneidendes Instrument, das auf Fußweite mit Stacheln versehen war, in der Hand. Dieses Werkzeug führte er mit größter Gewandtheit gegen die hinteren Kniekehlen der aus der Umzäunung hervorkommenden Tiere. Wenn in seltenen Fällen der Hieb fehlging,

so folgte ein berittener Vaquero dem Stier im Galopp, warf ihm das Lasso um die Hörner und hielt ihn fest, bis der Erste herankam und den Kniekehlenhieb an dem armen Tier vollendete. An dem Portikus der Hazienda lehnte lässig ein Mann von ungefähr vierzig, der in das reiche Kostüm der adeligen Landbesitzer gekleidet war. Über seine Schultern hing ein Zarapé von heller Farbe, und den Kopf schützte ein feiner Panama-Strohhut im Wert von mindestens fünfhundert Piastern gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Er hatte eine Maiszigarre im Mund und schien die Schlächtereie zu überwachen. Man bemerkte an dem Kavalier eine stolze Miene, einen schlanken ebenmäßigen Bau und ein fein geschnittenes Gesicht, dessen feste, gehaltene Linien Loyalität, Mut und vor allem einen ehernen Willen bekundeten. Seine großen, schwarzen, von starken Brauen beschatteten Augen waren von unvergleichlicher Anmut. Aber wenn ein etwas lebhafterer Widerspruch seinen dunklen Teint mit einem Anflug von Rot überzog, gewann sein Blick eine Festigkeit und eine Gewalt, der niemand zu widerstehen vermag, sodass selbst die Mutigsten vor einem solchen Blick zitterten. Die Feinheit der Glieder, vor allem aber der Stempel des Adels, der sich in der ganzen Persönlichkeit kundgab, ließ auf den ersten Blick erkennen, dass dieser Mann der reinen Klasse kastilischer Edlen angehörte. Dabei handelte es sich um keinen geringeren als um Don Ramon Garillas de Saavedra, den Besitzer der Hazienda von Milagro.

Don Ramon stammte aus einer spanischen Familie, deren Oberhaupt unter die ersten Offiziere des Cortez gehörte und nach der wundervollen Eroberung, welche dieser geniale Abenteurer vollbrachte, sich in Mexiko niedergelassen

hatte. Im Besitz eines fürstlichen Vermögens, aber von dem spanischen Adel gemieden, weil er sich eine Frau von aztekischer Abkunft nahm, hatte er sich ganz dem Feldbau und der Verbesserung seiner ausgedehnten Besitzungen hingegen. Nach siebzehnjähriger Ehe stand er an der Spitze einer zahlreichen Familie, aus sechs Söhnen und drei Töchtern bestehend, von denen der uns bereits bekannte Raphaél das Älteste war.

Die Verbindung des Don Ramon und der Donna Jesusita war zwar durch Vermögensrücksichten herbeigeführt, aber dennoch beziehungsweise eine glückliche - wir sagen beziehungsweise, denn das junge Mädchen hatte vom Kloster weg heiraten müssen, ohne dass zwischen dem Paar eine Liebe bestanden hatte. Dagegen war an die Stelle der Letzteren eine innige und aufrichtige Anhänglichkeit getreten.

Donna Jesusita lebte, von ihren indianischen Dienerinnen umgeben, nur der Sorge für ihre Kinder. Ihr Gemahl, welchen die Landwirtschaft völlig in Anspruch nahm, hielt sich fast immer unter seinen Vaqueros, Peones und Jägern auf, sah während der Ruhestunden seine Gattin höchstens auf einige Minuten und blieb bisweilen, wenn ihn eine Jagdpartie an die Ufer des Rio Gila lockte, ganze Monate aus. Wir müssen übrigens beifügen, dass Don Ramon, mochte er anwesend sein oder nicht, sorgfältig auf seine Frau Bedacht nahm und es ihr an nichts fehlen ließ. Ja, er sorgte sogar für die Befriedigung ihrer flüchtigsten Launen und schonte weder Geld noch Mühe, um ihr das zu beschaffen, was sie zu wünschen schien.

Donna Jesusita war von entzückender Schönheit und engelgleicher Anmut. Sie schien, vielleicht nicht mit Freude, doch jedenfalls ohne großen Schmerz, sich der Lebensweise

zu fügen, die ihr Gatte führen musste. Aber die Tiefe ihrer großen, schwärmerischen, schwarzen Augen, das bleiche Antlitz und vor allem die Wolke der Trauer, welche stets die mattweiße Stirn umschleierte, verriet, dass in dieser üppigen Natur eine glühende Seele eingeschlossen war, und dass die Frau, welche für ihr eigenes Herz so wenig verlangte, ihr ganzes Sinnen und Denken ihren Kindern zuwandte, die sie mit der ganzen, reinen Innigkeit mütterlicher Liebe, dieser schönsten und heiligsten von allen, umfing. Obschon Don Ramon sich nie die Mühe gegeben hatte, seine Frau zu studieren, benahm er sich doch stets so gütig und zuvorkommend ihr gegenüber, dass er sie wohl für das glücklichste Wesen von der Welt halten durfte, und sie war es auch wirklich, seit es dem Himmel gefallen hat, sie Mutter werden zu lassen.

Die Sonne war bereits untergegangen, der Himmel verlor allmählich seine Purpurfarbe und hüllte sich mehr und mehr in Schatten. Einige Sterne begannen sichtbar zu werden, und der Abendwind erhob sich mit einer Gewalt, welche für die Nacht einen der schrecklichen Orkane in Aussicht stellte, die man in jenen Gegenden häufig zu erleben Gelegenheit hatte. Nachdem der Mayoral den Rest des Ganado in der Einfriedung hatte absperren lassen, versammelte er die Vaqueros und Peones um sich und zog mit ihnen zu der Hazienda, von der aus die Nachtessensglocke verkündete, dass die Zeit der Ruhe endlich gekommen war. Der Mayor Domo war der Letzte, welcher grüßend an seinem Herrn vorüberkam.

»Wie viel Köpfe haben wir dies Jahr, No Eusebio?«, fragte Don Ramon.

»450, mi amo,« versetzte der Mayoral, ein großer hagerer

Graukopf mit einem Gesicht, so braun wie ein Stück Leder, indem er sein Pferd anhielt und den Hut abnahm, »65 mehr als im vorigen Jahr. Unsere Nachbarn, die Jaguare und die Apachen haben uns keinen großen Schaden zugefügt.«

»Das habe ich Euch zu danken, No Eusebio,« entgegnete Don Ramon. »Ihr seid ungemein wachsam gewesen, und ich werde es Euch zu lohnen wissen.«

»Der beste Lohn ist Eurer Herrlichkeit gute Meinung«, erwiderte der Mayoral, über dessen rauhes Gesicht ein zufriedenes Lächeln huschte. »Ziemt es mir nicht, über Euer Eigentum eben so sorgfältig zu wachen, als ob es das meine wäre?«

»Ich danke Euch«, sagte der Edelmann, dem Diener bewegt die Hand drückend. »Ich weiß, dass Ihr mir treu ergeben seid.«

»Auf Leben und Tod, mein Gebieter. Meine Mutter hat Euch mit ihrer Milch genährt; ich gehöre Euch und Eurer Familie.«

»Jetzt vorwärts, No Eusebio«, rief der Haziendero heiter, »das Nachtessen ist bereit. Die Señora wird schon am Tisch sitzen, und wir dürfen sie nicht warten lassen.« Nachdem beide im Patio angelangt waren, schickte No Eusebio, wie Don Ramon ihn genannt hatte, sich an, dem allabendlichen Brauch zufolge, das Tor zu schließen, während der Haziendero sich in den Speisesaal begab, wo bereits die Vaqueros und Peones versammelt waren. In der Mitte des Speisesaals befand sich ein langer Tisch, und um ihn her standen mit Leder gepolsterte Bänke nebst zwei geschnitzten Lehnstühlen, die für Don Ramon und die Señora bestimmt waren. Hinter Letzterer hing ein vier Fuß hohes Elfenbeinkreuzifix zwischen zwei Bildern, von denen eines Christus am Öl-

berg und das andere die Bergpredigt darstellte, an der Wand. Die langen Wände waren einfach getüncht und da und dort mit den wilden Köpfen von Jaguaren, Büffeln und Elentieren verziert, welche der Haziendero auf der Jagd erlegt hatte. Auf dem Tisch standen in reichlicher Menge Schüsseln mit Lahua (eine dicke Suppe aus mit Fleisch gekochtem Maismehl), Puchero oder Ollapodrita, und Pepi-an, zwischenhinein aber Flaschen mit Mezcal oder Wasser. Auf ein Zeichen des Hazienderos begann das Mahl.

Am späten Abend steigerte sich der Wind zu einem wütenden Sturm. Der Regen schoss in Strömen nieder und alle Augenblicke erhellte fahles Wetterleuchten, Vorläufer furchtbarer Blitz- und Donnerschläge, die Szenerie. Gegen Ende der Mahlzeit hatte der Orkan eine solche Höhe erreicht, dass man im Tumult der Elemente kaum mehr das eigene Wort hörte. Der Donner rollte mit schrecklicher Gewalt, ein Windstoß schlug eines der Fenster ein, die Lichter erloschen, und alle Anwesenden bekreuzten sich ängstlich. In diesem Augenblick ließ sich vom Portal her die Glocke wie in krampfhaftem Lauten vernehmen. Eine Stimme, die nichts Menschliches zu haben schien, rief in zweimal wiederholend um Hilfe.

»Beim Blut Christi«, rief Don Ramon, aus dem Saal eilend, »man erwürgt jemand in der Ebene.«

Zwei Schüsse erschollen fast gleichzeitig. Ein Schmerzruf folgte darauf, und dann trat eine unheimliche Stille ein. Plötzlich brach ein Blitzstrahl, dem ein furchtbarer Donner folgte, in die Dunkelheit. Man sah Don Ramon, der einen ohnmächtigen Menschen auf dem Arme trug, wieder im Saal erscheinen. Der Fremde wurde auf einen Sitz niedergelassen, und alles drängte sich um ihn her. Sein Gesicht

und seine Kleidung zeigten nichts Außerordentliches. Als jedoch Raphaél, Don Ramons Ältester, ihn sah, konnte er eine Gebärde des Schreckens nicht unterdrücken, während zugleich sein Antlitz leichenblass wurde.

»Oh«, murmelte er mit erstickender Stimme, »der Juez de Letras!«

Es war in der Tat der würdige Richter, den man mit so glänzendem Gefolge von Hermosillo haben ausziehen sah. Die langen, vom Regen durchnässten Haare fielen ihm auf die Brust nieder und an seinen zerknitterten und teilweise zerrissenen Kleidern sah man Blutflecke. Seine Rechte hielt krampfhaft den Schaft einer abgeschossenen Pistole umschlossen.

Don Ramon hatte gleichfalls den Juez de Letras erkannt und unwillkürlich seinem Sohn einen Blick zugeworfen, den dieser nicht auszuhalten vermochte. Der Richter hatte es der verständigen Sorgfalt der Donna Jesusita und ihrer Frauen zu danken, dass er bald wieder zu sich kam. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete die hohlen Augen, mit denen er noch umherstierte, ohne etwas zu sehen, und gelangte allmählich zur Besinnung. Plötzlich überflog ein lebhaftes Rot sein eben noch so blasses Gesicht und sein Auge funkelte. Mit einem Blick auf Raphaél, der auf den Knaben die lähmende Gewalt eines unüberwindlichen Schreckens übte, erhob er sich mühsam, wankte auf den jungen Menschen zu, der ihn kommen sah, ohne dass er es wagte, ihm auszuweichen, und legte ihm rau die Hand auf die Schulter, während er sich zugleich gegen die Peones umwandte, welche erschrocken dem seltsamen Auftritt zusahen, ohne etwas davon begreifen zu können.

»Ich, Don Inigo Tormentos d'Albaceyte«, sagte er mit fei-

erlicher Stimme, »Kriminalrichter der Stadt Hermosillo, verhaftete im Namen des Königs diesen Menschen, der des Mordes überführt ist.«

»Barmherziger Gott!«, rief Rapháel und sank auf die Knie nieder, während er zugleich verzweifelnd die Hände faltete.

»Wehe!«, murmelte die arme Mutter und brach ohnmächtig zusammen.

Kapitel 3 - Das Gericht

Am nächsten Morgen erschien die Sonne strahlend am Horizont. Der Nachtsturm hatte den Himmel vollständig von Wolken befreit. Die Vögel zwitscherten fröhlich in den Zweigen, und die ganze Natur prangte wieder in ihrem gewohnten festlichen Schmuck. Hell ertönte die Glocke auf der Hazienda del Milagro, und die Peones begannen in allen Richtungen zu laufen, indem die einen die Pferde auf die Weide führten, die anderen das Vieh zu den künstlich angelegten Prärien trieben, die einen sich aufs Feld begaben und wieder andere im Patio blieben, um die Kühe zu melken und die vom Sturm hinterlassenen Schäden zu beseitigen.

Die einzigen Überreste, welche vom Unwetter der Nacht zeugten, waren zwei mächtige Jaguare, die vor dem Tor der Hazienda tot ausgestreckt lagen. Nicht weit davon entfernt bemerkte man den Körper eines bereits halb aufgefressenen Pferdes. No Eusebio, der überall in dem Patio umherging und die Beschäftigung eines jeden sorgfältig

überwachte, ließ dem Pferd das Geschirr abnehmen und es reinigen. Auch erteilte er Befehl, dass man den Jaguaren die Haut abzog. Diesen Weisungen wurde rasch Folge geleistet. Gleichwohl blieb No Eusebio unruhig, denn Don Ramon, der in der Hazienda sonst recht früh aufzustehen pflegte, war noch immer nicht erschienen. Nach der niederschmetternden Anschuldigung, welche am Abend zuvor der Juez de Letras gegen den ältesten Sohn des Hacendero ausgesprochen hatte, hatte Don Ramon seinen Dienern befohlen, sich zu entfernen. Danach knabelte er den Angeklagten, ungeachtet der Bitten und Tränen seiner Gattin, und führte den Don Inigo d'Albaceyte zu einem abgelegenen Gemach des Hauses, wo sie beide bis spät in die Nacht hinein eingeschlossen blieben. Was während dieser Zeit geschah, und welchen Einfluss das Gespräch der beiden Männer auf Raphaëls Schicksal ausübte, wusste niemand – No Eusebio so wenig wie die Übrigen.

Nachdem Don Ramon den Richter in ein für ihn hergerichteteres Zimmer geführt und ihm eine gute Nacht gewünscht hatte, kehrte er zu seinem Sohn zurück, an dessen Seite die arme Mutter in Tränen zerfloss. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er den Knaben auf den Arm, trug ihn in sein Schlafgemach und legte ihn neben seinem Bett auf den Boden, worauf er mit dem Schlüssel die Tür abschloss, ein Paar Pistolen unter seinem Kopfkissen verbarg und sich danach zur Ruhe niederlegte. Die Nacht war nahezu abgelaufen und Vater und Sohn warfen sich in der Dunkelheit Blicke zu, wie ein paar wilde Tiere, während die Mutter vor der Tür draußen auf dem Boden kniete und leise um ihren Erstgeborenen schluchzte, dessen sie, wie ein schreckliches Vorgefühl sie fürchten ließ, für immer beraubt werden soll-

te.

»Hm«, murmelte der Mayoral vor sich hin, indem er achtlos an der erloschenen Zigarre saugte, »was soll aus alledem werden? Don Ramon wird unnachsichtig sein und nichts tun, was seiner Ehre zu nahe tritt. Liefert er wohl seinen Sohn der Behörde aus? Dies gewiss nicht. Aber was wird er dann tun?«

Während der würdige Mayoral noch mit solchen Betrachtungen beschäftigt war, erschienen Don Inigo Albacete und Don Ramon in dem Patio. Das Gesicht der beiden Männer war ernst, besonders das des Hacendero düster wie die Nacht.

»No Eusebio«, sagte Don Ramon kurz, »lasst ein Pferd satteln und vier Mann aufsitzen, dass sie diesen Kavalier nach Hermosillo begleiten.«

Der Mayoral verbeugte sich achtungsvoll und erteilte ohne zu zögern die nötigen Befehle.

»Ich danke Euch tausendmal«, fuhr Don Ramon an den Richter gerichtet fort, »Ihr rettet die Ehre meines Hauses.«

»Ihr braucht mir nicht so sehr zu danken, Señor«, versetzte Don Inigo, »denn ich schwöre Euch, als ich gestern Abend die Stadt verließ, geschah es durchaus nicht in der Absicht, Euch angenehm zu sein.«

Der Hacendero machte eine Gebärde. »Versetzt Euch an meine Stelle. Ich bin vor allem Kriminalrichter. Man tötete eine Person – ich will zugeben, einen schlimmen Burschen, aber doch einen Menschen, wie schlecht er auch sein mag. Der Mörder ist bekannt. Er galoppiert am hellerlichten Tag und angesichts aller mit einer unglaublichen Dreistigkeit durch die Stadt. Was soll ich tun? Ich muss ihn verfolgen und habe auch nicht gezögert.«

»Es ist wahr«, murmelte Don Ramon und ließ den Kopf sinken. »Es ist mir jedoch schlimm dabei ergangen. Die Schurken, die mich begleiteten, haben memmenhaft im ärgsten Sturm mich im Stich gelassen, um sich weiß Gott wo zu verbergen. Um das Unglück vollzumachen, müssen zwei Jaguare, ein Paar prächtige Tiere im Grund, sich an meine Ferse heften und mich so hart bedrängen, dass ich wie ein Klotz gegen Eure Tür strauchelte. Allerdings habe ich einen davon getötet, aber der andere war mir schon nahe genug, um mich schnappen zu können, als Ihr mir zu Hilfe kamt. Konnte ich nun noch den Sohn des Mannes verhaften, der unter Gefährdung des eigenen Lebens meins rettete? Es wäre der schwärzeste Undank gewesen.«

»Noch einmal, meinen Dank.«

»Nicht doch, wir sind quitt, das ist alles. Ich spreche nicht von den paar tausend Piastern, die Ihr mir gegeben habt, weil sie dazu bestimmt sind, meinen Luchsen den Mund zu schließen. Indes rate ich Euch, Don Ramon, Euren Sohn sorgfältig zu überwachen, denn wenn er wieder in meine Hände fällt, so wüsste ich nicht, wie ich ihn retten könnte.«

»Seid unbesorgt, Don Inigo. Mein Sohn wird nicht wieder in Eure Hände fallen.« Der Hacendero sprach diese Worte mit so düsterer Stimme, dass der Richter sich schauernd umwandte.

»Seht Euch vor, was Ihr tun wollt«, sagte er.

»Oh, fürchtet nichts,« versetzte Don Ramon. »Ich treffe bloß meine Vorkehrungen, weil ich nicht wünsche, dass mein Sohn auf dem Schafott stirbt und meinen Namen in den Schmutz zieht.«

In diesem Moment wurde das Pferd herbeigeführt. Der Juez de Letras warf sich in den Sattel. »Gott befohlen denn,

Don Ramon«, sagte er in nachsichtigem Ton. »Seid klug. Der junge Mensch kann sich noch bessern. Er hat lebhaftes Blut, das ist alles.«

»Lebt wohl, Don Inigo,« entgegnete der Hacendero so trocken, dass damit jede Erwiderung abgeschnitten wurde.

Der Richter schüttelte den Kopf und begann, beide Sporen einlegend, einen scharfen Trab, wobei er noch dem Hacendero mit der Hand ein Lebewohl zuwinkte. Sein Geleit folgte ihm. Don Ramon schaute ihm nach, bis der Gast seinen Blicken entschwunden war. Danach begab er sich mit großen Schritten in die Hazienda zurück.

»No Eusebio,«, sagte er zu dem Mayoral, »läutet die Glocke, um die Peones und die anderen Diener der Hazienda zu versammeln. Der Mayoral betrachtete seinen Gebieter erstaunt und beeilte sich sodann, den erhaltenen Befehl auszuführen.

»Was hat dies zu bedeuten?«, sprach er zu sich selbst.

Auf den Ruf der Glocke eilten sämtliche Diener herbei, ohne zu wissen, was wohl diese außerordentliche Zusammenkunft zu bedeuten habe. Sie standen in dem Raum versammelt, welcher als Speisesaal diente. Es herrschte tiefstes Schweigen. Eine geheime Beklommenheit drückte jedem das Herz zusammen. Sie ahnten ein schreckliches Ereignis. Nach einigen Minuten erschien auch Donna Jesusita mit ihren Kindern, Rapháel ausgenommen, und nahm auf einer in einer Ecke des Saals angebrachten Erhöhung Platz. Ihr Antlitz war blass, ihr Auge vom Weinen gerötet. Endlich trat Don Ramon ein. Er war ganz in schwarzen Samt ohne Stickerei gekleidet. Eine schwere goldene Kette hing über seine Brust. Ein breitkrepziger schwarzer, mit einer Adlerfeder verzierter Filzhut bedeckte sein Haupt und ein langer

Degen mit einem eisernen, polierten Stichblatt war an seiner Seite befestigt. Unter der gefurchten Stirn beschatteten gerunzelte Brauen die gleich Blitzen leuchtenden Augen. Ein Schreckensschauder überrieselte die Versammelten. Don Ramon Garillas hatte sein richterliches Gewand angelegt. Sollte also Gericht gehalten werden? Über wen?

Don Ramon nahm an der Seite seiner Gemahlin Platz und machte ein Zeichen. Der Mayoral entfernte sich und trat bald darauf mit Raphaél wieder ein. Der Knabe erschien barhäuptig und seine Hände waren auf dem Rücken festgebunden. Mit niedergeschlagenen Augen und bleichem Gesicht trat er vor seinen Vater, den er achtungsvoll grüßte.

In der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, hatten überall, wo ein Besitztum von den Zentralbehörden entfernt und den stetigen Angriffen der Wilden ausgesetzt war, die Familienhäupter jenes patriarchalische Ansehen, welches unter dem Einfluss einer verkommenen Zivilisation mehr und mehr hinschwindet, in seiner vollen Reinheit bewahrt. Ein Vater war König in seinem Haus. Sein Urteilspruch ließ keine Appellation zu und wurde ohne Murren oder Widerstand vollzogen.

Die Angehörigen der Hazienda kannten den festen Charakter und unbeugsamen Willen des Gebieters. Sie wussten, dass er nie verzieh und dass die Ehre ihm teurer war als das Leben. Deshalb sahen sie auch mit klopfendem Herzen einem schrecklichen Auftritt entgegen, der zwischen Vater und Sohn vor ihnen spielen sollte.

Don Ramon erhob sich und überschaute düsteren Blickes die Anwesenden.

»Hört alle her«, begann er mit nachdrucksvoller Stimme, »ich stamme aus einem alten christlichen Geschlecht, des-

sen Ahnen sich nie befleckt haben. Die Ehre ist in meinem Hause immer als das höchste Gut geachtet worden, und dieser Ehre der makellosen Hinterlassenschaft meiner Vorfahren, die auch ich rein zu erhalten verpflichtet bin, hat mein Erstgeborener, der Erbe meines Namens, ein unauslöschliches Brandmal angeheftet. Er zündete gestern infolge eines Spielstreites unter Gefährdung der ganzen Stadt ein Haus an und tötete einen Menschen, der sich seiner Flucht widersetzen wollte, durch einen Messerstoß. Was muss man von einem Knaben denken, der, ungeachtet seines zarten Alters, die Leidenschaften einer wilden Bestie in sich birgt? Doch, so wahr Gott lebt, soll Gerechtigkeit geschehen – strenge Gerechtigkeit!«

Nach diesen Worten kreuzte Don Ramon die Arme über der Brust und schien sich zu sammeln. Niemand wagte ein Wort zugunsten des Angeschuldigten vorzubringen. Die Häupter waren gesenkt, und jeder atmete schwer auf.

Raphaël war wegen seiner Unerschrockenheit, die vor keinem Hindernis zurückwich, wegen seiner Geschicklichkeit in der Führung eines Pferdes und von Waffen jeder Art, hauptsächlich aber wegen seines freimütigen und edlen Wesens, das einen Grundzug seines Charakters bildete, bei den Dienern seines Vaters sehr beliebt. Überhaupt mochte in einem Land, wo das Leben eines Menschen nur als eine Kleinigkeit angesehen wird, jeder in seinem Innern geneigt sein, den jungen Menschen zu entschuldigen, und in seiner Untat nur den geringen Ausbruch eines heißen Blutes zu sehen.

Donna Jesusita erhob sich. Sie hatte sich stets ohne Murren dem Willen ihres Gemahls unterworfen, den sie lange Jahre hindurch zu achten gewöhnt war. Der Gedanke zwar,

nun einen Widerstand zu versuchen, erschien ihr schrecklich und goss einen eisigen Schauer in ihre Adern. Aber alle Liebesgewalt ihrer Seele drängte sich in ihrem Herzen zusammen. Sie hegte eine abgöttische Verehrung für ihre Kinder, besonders aber für Raphaél, dessen unbändiger Charakter noch der mütterlichen Sorgfalt bedurfte.

»Señor,« redete sie ihren Gatten mit von Tränen erstickter Stimme an, »bedenkt, dass Raphaél Euer Erstgeborener ist, und dass der Fehler, den er beging, wie schwer er auch sein mag, in den Augen eines Vaters Entschuldigung finden sollte. Seht mich hier,« sie warf sich auf die Knie nieder, faltete die Hände und brach in ein Schluchzen aus, »zu Euren Füßen. Ich flehe Euer Mitleid an. Gnade, Señor, Gnade für meinen Sohn!«

Don Ramon hob kalt seine Gattin, deren Antlitz von Tränen überströmte, an und nötigte sie, ihren Platz auf dem Fauteuil wieder einzunehmen.

»Hauptsächlich als Vater darf ich dem Mitleid keinen Raum geben«, sagte er. »Raphaél ist ein Mörder und Brandstifter. Er ist nicht mehr mein Sohn!«

»Was habt Ihr im Sinn?«, rief Donna Jesusita in höchstem Entsetzen.

»Was kümmert das Euch, Señora?«, erwiderte Don Ramon barsch. »Die Sorge für meine Ehre geht allein mich an. Euch genügt es, zu wissen, dass dieser Fehler der Letzte ist, den Euer Sohn begangen hat.«

»Ha!«, rief sie außer sich, »so wollt Ihr also selbst an ihm zum Henker werden?«

»Ich bin sein Richter«, erwiderte der unbeugsame Mann mit schrecklicher Stimme. »No Eusebio, haltet zwei Pferde bereit.«

»Mein Gott, mein Gott!«, rief die arme Frau, sich auf ihren Sohn stürzend und ihn mit ihren Armen umschlingend, »will mir denn niemand zu Hilfe kommen?«

Alle Anwesenden waren erschüttert. Selbst Don Ramon wischte sich eine Träne ab. »Oh!«, rief die Mutter in eitler Freude, »Gott hat das Herz dieses ehernen Mannes erweicht!«

»Ihr seid im Irrtum, Señora«, unterbrach sie Don Ramon, indem er sie rau zurückstieß. »Euer Sohn ist nicht mehr meiner. Er gehört der Gerechtigkeit.« Dann warf er seinem Sohn einen eisigen Blick zu.

»Don Raphaél«, fuhr er mit einem furchtbaren Nachdruck fort, von dem der junge Mensch unwillkürlich zusammensuckte, »von diesem Augenblick an gehört Ihr nicht mehr zu der Gesellschaft, die Ihr durch Eure Verbrechen verletzt habt. Ich verurteile Euch, unter den wilden Tieren zu leben und zu sterben.«

Bei diesem schrecklichen Spruch wankte Donna Jesusita einige Schritte vorwärts, brach aber dann plötzlich zusammen. Sie war ohnmächtig geworden.

Bisher hatte Raphaél mit Mühe die Aufregung, welche sein Inneres durchwühlte, zurückgedrängt. Nun aber konnte er sich nicht mehr länger halten. Mit Tränen im Auge stürzte er sich auf seine Mutter und stieß einen herzerreißenden Schrei aus: »Mutter! Meine Mutter!«

»Kommt!«, sagte Don Ramon, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

Der Knabe hielt inne und taumelte wie ein Betrunkener. »O seht, seht doch, Señor«, rief er unter lautem Schluchzen, »meine Mutter stirbt.«

»Ihr habt sie getötet,« entgegnete der Hacendero kalt.

Rapháel wandte sich um, als sei er von einer Schlange gestochen worden. Dann warf er seinem Vater einen Blick von seltsamem Ausdruck zu. Sein Antlitz war bleich, und er erwiderte durch die geschlossenen Zähne: »Tötet mich, Señor, denn ich schwöre Euch, wie Ihr ohne Erbarmen seid zu meiner Mutter und mir, ebenso wenig werde ich, wenn ich mit dem Leben davonkomme, später Mitleid mit Euch haben.«

Don Ramon schleuderte ihm einen Blick der Verachtung zu. »Fort«, sagte er.

»Fort«, wiederholte der Knabe mit Festigkeit.

Donna Jesusita, die allmählich wieder zur Besinnung kam, sah noch, wie im Traum, ihren Sohn sich entfernen. »Rapháel! Rapháel!«, rief sie mit kreischender Stimme.

Der Knabe hielt einen Augenblick an. Dann stürzte er sich auf sie, umarmte sie mit wilder Innigkeit und kehrte wieder zu seinem Vater zurück.

»Jetzt kann ich sterben,« sprach er. »Ich habe meiner Mutter Lebewohl gesagt.«

Sie entfernten sich.

Die Zeugen dieser Szene gingen gleichfalls auseinander, ohne dass sie es wagten, sich ihre Gedanken mitzuteilen, aber tiefer Schmerz lastete auf allen.

Unter den Liebkosungen ihres Sohnes hatte die arme Mutter aufs Neue ihre Besinnung verloren.

Kapitel 4 - Die Mutter

Zwei Pferde, welche Eusebio am Zügel hielt, warteten vor der Tür der Hazienda.

»Soll ich Euer Gnaden begleiten?«, fragte der Mayordomo.

»Nein!«, antwortete der Haziendero kurz.

Er schwang sich in den Sattel und legte seinen Sohn quer vor sich hin.

»Führe das zweite Pferd wieder hinein«, sagte er, »ich brauche es nicht.«

Darauf drückte er seinem Pferd, welches vor Schmerz wieherte, die Sporen in die Seiten und sprengte in gestrecktem Galopp davon.

Der Mayordomo schüttelte traurig den Kopf und kehrte in den Hof zurück.

Als die Hazienda hinter einer Erderhöhung verschwunden war, hielt Don Ramon an, zog ein seidenes Tuch aus der Brust, verband seinem Sohn, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, die Augen und ritt weiter.

Dieser Ritt durch die Einöde dauerte lange. Er hatte etwas Düsteres, das die Seele erkalten ließ.

Der schwarzgekleidete Reiter, der schweigend über den Sand glitt und einen gefesselten Knaben, dessen krampfhaftige Zuckungen und Bewegungen allein verrieten, das er lebte, vor sich auf dem Sattel liegen hatte, bot einen seltsamen und unheimlichen Anblick, vor welchem sich der Kühnste erschrocken haben würde.

Es vergingen viele Stunden, ohne dass zwischen Vater und Sohn auch nur ein Wort gewechselt worden wäre. Die Sonne begann am Horizont zu sinken, schon blitzten einige

Sterne am dunklen Blau des Himmels, doch das Pferd lief noch immer dahin.

Die Einöde nahm mit jedem Augenblick einen traurigeren und wilderen Charakter an. Jede Spur von Vegetation war verschwunden, nur hier und da bedeckten Haufen von Knochen, welche die Zeit gebleicht hatte, gleich fahlen Flecken, den Sand. Die Raubvögel umkreisten den Reiter langsam und mit heiserem Geschrei und in den geheimnisvollen Tiefen der Chaparrals begrüßten die wilden Tiere den herannahenden Abend mit einem dumpfen Geheul als Vorspiel ihrer düsteren Konzerte hören.

In jenen Regionen gibt es keine Dämmerung. Sobald die Sonne verschwunden ist, herrscht vollständige Nacht. Don Ramon galoppierte noch immer.

Sein Sohn hatte keine Bitte an ihn gerichtet und keine Klage laut werden lassen.

Endlich, gegen acht Uhr abends hielt der Reiter an. Der rasende Ritt hatte bereits zehn Stunden gedauert. Das Pferd röchelte dumpf und stolperte bei jedem Schritt.

Don Ramon warf einen Blick um sich. Ein Lächeln der Zufriedenheit flog über seine Lippen.

Die Wüste breitete nach allen Seiten ihre ungeheure Sandfläche aus. Nur von einer Seite zeigten sich die ersten Anfänge des Urwaldes und zeichneten ihre Umrisse, die gegen die ganze Landschaft abstachen, gegen den Horizont ab.

Don Ramon stieg vom Pferd, legte seinen Sohn auf den Sand und nahm seinem Pferd das Zaumzeug ab, damit es das Futter, welches er ihm reichte, fressen konnte. Nachdem er sich dieser verschiedenen Pflichten mit großer Kaltblütigkeit entledigt hatte, trat er zu seinem Sohn und nahm

ihm die Binde von den Augen.

Der Knabe blieb unbeweglich und heftete einen kalten, glanzlosen Blick auf seinen Vater.

»Sennor«, sagte Don Ramon in kurzem, barschem Ton zu ihm, »du bist hier mehr als zwanzig Leguas von meiner Hazienda entfernt, in welche du bei Todesstrafe nie wieder den Fuß setzen darfst. Von diesem Augenblick an bist du allein, du hast weder Vater noch Mutter noch Verwandte mehr. Da du zum wilden Tier geworden bist, so verurteile ich dich, unter den wilden Tieren zu leben. Mein Entschluss ist unerschütterlich, deine Bitten können daran nichts mehr ändern, verschone mich daher damit.«

»Ich bitte dich nicht«, antwortete der Knabe mit dumpfer Stimme, »den Henker bittet man nicht.«

Don Ramon zuckte zusammen, er ging einige Mal mit fieberhafter Aufregung auf und ab, fasste sich jedoch sogleich und fuhr fort: »Hier in diesem Sack befinden sich Lebensmittel für zwei Tage. Ich lasse dir auch diese gezogene Büchse, die in meiner Hand niemals ihr Ziel verfehlt hat. Ferner gebe ich dir diese Pistolen, diese Machete dieses Messer, dieses Beil, Pulver und Kugeln in diesen Büffelhörnern. In dem Sack mit Lebensmitteln wirst du auch einen Feuerstahl und alles Nötige, um Feuer anzuzünden, finden. Die Bibel deiner Mutter habe ich ebenfalls beigelegt. Du bist für die Gesellschaft, in welche du niemals zurückkehren darfst, gestorben. Die Wüste liegt vor dir, sie gehört dir. Ich habe keinen Sohn mehr, lebe wohl! Gott sei dir gnädig. Zwischen uns ist auf dieser Erde alles aus. Du bist allein und ohne Angehörige. Nun ist es an dir, ein neues Dasein zu beginnen und für dich selbst zu sorgen. Die Vorsehung verlässt diejenigen, die ihr vertrauen, nie. Sie allein wird

von nun an über dich wachen.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, zäumte Don Ramon mit unbewegter Miene sein Pferd wieder auf gab seinem Sohn die Freiheit wieder, indem er seine Fesseln durchschnitt, schwang sich in den Sattel und sprengte eilig von dannen.

Rafael erhob sich auf die Knie, neigte den Kopf nach vorn, lauschte ängstlich auf den Galopp des Pferdes auf dem Sand und folgte mit den Augen dem unheimlichen Schattenbild, welches sich im Mondschein schwarz gegen den Himmel abzeichnete, solange er es erkennen konnte. Als der Reiter in der Dunkelheit verschwunden war, führte der Knabe die Hand an seine Brust und rief mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verzweiflung: »Meine Mutter! ... meine Mutter! ...«

Dann sank er auf den Sand.

Er war ohnmächtig.

Nachdem Don Ramon eine ziemlich lange Zeit im Galopp fortgeritten war, begann er allmählich und unwillkürlich, die Schnelligkeit des Laufs seines Pferdes zu mäßigen und den fernen Tönen der Wüste zu lauschen, immer ängstlicher horchend, ohne sich selbst recht klar einzugestehen, welche Gründe ihn dazu bewogen hatten. Vielleicht aber in der Hoffnung, einen Ruf seines Sohnes zu vernehmen, um zu ihm zurückzukehren. Zweimal zog sogar seine Hand unwillkürlich die Zügel an, als ob er einer inneren Stimme gehorchte, welche ihm gebiete, umzukehren. Doch immer behielt sein wilder Familienstolz die Oberhand, und er ritt weiter.

Die Sonne ging auf, als Don Ramon in die Hazienda zurückkam.

Zwei Personen standen zu beiden Seiten der Tür und erwarteten seine Rückkehr.

Die eine war Donna Jesusita, die andere der Mayordomo.

Als der Haziendero seine Gattin blass und stumm wie ein Bild der Verzweiflung vor sich stehen sah, schnürte ihm ein Gefühl unbeschreiblicher Trauer das Herz zusammen. Er wollte vorüberreiten.

Donna Jesusita trat zwei Schritte vor und fasste die Zügel des Pferdes.

»Don Ramon«, sagte sie angstvoll, »was hast du mit meinem Sohn gemacht?«

Der Haziendero antwortete nicht. Beim Anblick des Schmerzes seiner Gattin fühlte er, wie sein Herz vor Reue in seiner Brust bebte, und fragte sich im Geist, ob er wirklich das Recht habe, so zu handeln, wie er es getan hatte.

Donna Jesusita wartete vergebens auf Antwort. Don Ramon blickte seine Frau an. Er erschrak, als er die tiefen Furchen entdeckte, welche der Kummer auf diesem Gesicht hinterlassen hatte, das noch wenige Stunden vorher so still und ruhig gewesen war.

Die edle Frau war leichenblass. Ihre verzerrten Züge hatten eine unglaubliche Starrheit. Ihre Augen brannten in fieberhaftem Glanz, waren rot und trocken und von so tiefen, dunklen Rändern umgeben, dass sie eingesunken und übermäßig groß erschienen. Auf ihren Wangen zeigte ein rot unterlaufener Fleck die Spur der Tränen, welche bereits versiegt waren. Sie konnte nicht mehr weinen, ihre Stimme war rau und abgerissen, ihre Brust hob sich schmerzhaft unter ihrem fliegenden Atem.

Nachdem sie einige Augenblicke auf eine Antwort auf ihre Frage gewartet hatte, wiederholte sie diese: »Don Ra-

mon, was hast Du mit meinem Sohn gemacht?«

Der Haziendero wandte verlegen den Kopf zur Seite.

»O! Du hast ihn getötet!«, stieß sie mit einem gellenden Schrei aus.

»Nein! ...«, antwortete er voll Schrecken über ihren Schmerz und musste zum ersten Mal das Ansehen einer Mutter anerkennen, welche Rechenschaft über das Schicksal ihres Kindes fordert.

»Was hast Du mit ihm angefangen«, fuhr sie dringender fort.

»Später«, sagte er, »wenn du dich beruhigt hast, sollst du alles erfahren.«

»Ich bin ruhig«, erwiderte sie, »warum heuchelst du Mitleid, welches du nicht empfindest? Mein Sohn ist tot, und du hast ihn umgebracht!«

Don Ramon stieg vom Pferd.

»Jesusita«, sagte er zu seiner Gattin, indem er ihre Hände erfasste und sie zärtlich anblickte, »ich schwöre dir, bei allem, was mir das Heiligste auf der Welt ist, dass dein Sohn lebt. Ich habe nicht kein Haar gekrümmt.«

Die arme Mutter schien einige Augenblicke nachzudenken.

»Ich glaube dir«, sagte sie nach einiger Zeit, »was ist aus ihm geworden?«

»Nun«, fuhr er zaudernd fort, »da du alles wissen willst, so erfahre, dass ich deinen Sohn zwar in der Wüste verlassen habe ... doch mit allen Mitteln, um für seine Sicherheit und Bedürfnisse zu sorgen.«

Donna Jesusita schreckte auf, ein krampfhaftes Zittern erfasste ihre Glieder.

»Du bist barmherzig gewesen«, sagte sie im schneidenden

Ton und mit bitterem Spott. »Du bist gegenüber einem 16-jährigen Knaben barmherzig gewesen, Don Ramon. Da es dir widerstand, deine Hände mit seinem Blut zu beflecken, so hast Du es vorgezogen, dies den Indianern und wilden Tieren, welche allein jene Wildnis der Wüste bewachen, zu überlassen.«

»Er war schuldig«, antwortete der Haziendero mit leiser, aber fester Stimme.

»Ein Kind ist für diejenige, welche es unter dem Herzen getragen und mit ihrer Milch genährt hat, niemals schuldig«, sagte sie mit Kraft. »Sehr wohl, Don Ramon, du hast deinen Sohn verurteilt, ich werde ihn retten.«

»Was willst du tun?«, fragte der Haziendero, erschrocken über die Entschlossenheit, welche in den Augen seiner Gattin blitzte.

»Was kümmert es dich, Don Ramon? Ich werde meine Pflicht tun, wie du geglaubt hast, die deinem tun zu müsend. Gott wird zwischen uns richten! Zittere, dass er nicht einst Rechenschaft von dem Blut eines Sohnes von dir fordert.«

Don Ramon beugte unter diesem Fluch das Haupt. Er ging blass und von bitterer Reue zerrissen langsam in die Hazienda zurück.

Donna Jesusita folgte ihm eine Sekunde lang mit den Augen.

»O!«, rief sie aus, »mein Gott! Gib, dass ich noch zur rechten Zeit komme.«

Dann ging sie, von Eusebio gefolgt, hinaus.

Zwei Pferde erwarteten sie, hinter einer Baumgruppe versteckt. Sie stiegen auf.

»Wohin reiten wir, Señora?«, fragte der Mayordomo.

»Meinen Sohn suchen!«, antwortete sie mit lauter Stimme.

Die Hoffnung schien sie umgewandelt zu haben. Eine tiefe Röte färbte ihre Wangen. Ihre schwarzen Augen blitzten.

Eusebio band vier prächtige Jagdhunde, die in jener Gegend Rastreros genannt werden und zum Aufspüren des Wildes dienen, los, ließ sie an ein Hemd, welches Rafáel getragen hatte, riechen. Die Hunde folgten der Spur mit lautem Gebell, Eusebio und Donna Jesusita jagten ihnen nach, indem sie einander einen Blick der Hoffnung zuwarfen.

Die Hunde folgten der Spur ohne Mühe, sie ging gerade und ohne Abweichung vorwärts, und sie ruhten daher keinen Augenblick.

Als Donna Jesusita die Stelle erreichte, wo Rafáel von seinem Vater verlassen worden war, fanden sie den Platz leer ... der Knabe war verschwunden.

Die Spuren seines Aufenthaltes waren noch sichtbar. Die letzten Kohlen eines Feuers glimmten noch. Alles wies darauf hin, dass Rafáel den Ort seit kaum einer Stunde verlassen haben musste.

»Was ist nun zu tun?«, fragte Eusebio mit Angst in den Augen.

»Vorwärts!«, antwortete Donna Jesusita entschlossen, drückte ihrem Pferd, welches vor Schmerz wieherte, die Sporen in die Seiten und begann ihren rasenden Lauf von Neuem.

Eusebio folgte ihr.

Am Abend desselben Tages herrschte die größte Bestürzung in der Hazienda del Milagro.

Donna Jesusita und Eusebio waren nicht zurückgekehrt.

Don Ramon ließ alle auf die Pferde steigen.

Die Vaqueros und Peones begannen mit Fackeln versehen

eine sorgfältige Suche, um ihre Herrin und den Mayordomo aufzuspüren.

Die ganze Nacht verstrich, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu führen.

Bei Tagesanbruch fand man das Pferd der Donna Jesusita halb zerfleischt in der Wüste. Sattelzeug und Geschirr fehlten.

Das Erdreich, welches rings um die Leiche des Pferdes lag, schien der Schauplatz eines wütenden Kampfes gewesen zu sein.

Don Ramon befahl voller Verzweiflung den Rückzug.

»Mein Gott!«, rief er aus, als er die Hazienda wieder betrat, »fängt meine Strafe schon an?«

Es vergingen Wochen, Monate, Jahre, ohne dass der geheimnisvolle Schleier, welcher die schreckliche Begebenheit erfüllte, gelüftet worden wäre, und trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte man von dem Schicksal Rafáels, seiner Mutter und Eusebios nichts erfahren.

Erster Teil

Treuherz

Kapitel 1 – Die Prärie

Im Westen der Vereinigten Staaten erstreckt sich mehrere Hundert Meilen jenseits des Mississippi ein gewaltiger Landstrich, der bis zu jenem Tag unbekannt war und aus brachliegendem Boden bestand, auf welchem sich weder die Wohnung des weißen Mannes noch der Hato des Indianers erhob.

Diese unermessliche Wildnis, in der sich dunkle, von geheimnisvollen, wilden Pfaden durchzogene Wälder mit grünen Prärien abwechseln, deren dichtes, hohes Gras von jedem Wind bewegt wird, ist von gewaltigen Wasserströmen durchzogen, zu denen der Canadian River, der Arkansas River und der Red River zählen.

Auf diesem, reichlich mit Pflanzen bedeckten Gebiet ziehen unzählige Herden von wilden Pferden, Büffeln, Damhirschen, Antilopen und jenen Myriaden von Tieren, welche die Zivilisation täglich mehr aus in den übrigen Teilen von Amerika zurückdrängt, und die in dieser Gegend ihre ursprüngliche Freiheit wiederfinden, umher.

Deshalb hatten auch die mächtigsten Indianerstämme ihr Jagdgebiet in jenen Landstrich verlegt.

Die Delawaren, Creeks und Osagen durchstreiften die Grenzen der Wildnis in der Nähe der amerikanischen Niederlassungen, mit welchen sie allmählich durch schwache Bande der Zivilisation vereinigt wurden, bekämpften die Horden der Pawnee, Blackfeet, Assiniboine und Coman-

chen wilde Völkerschaften, Nomaden der Prärien oder Bergbewohner, welche die Wildnis nach allen Richtungen durchstreifen, deren Besitz sich keine anzumaßen wagten, obgleich sie sich alle vereinten, um sie zu verheeren, indem sie sich zur Jagd in so großer Anzahl versammelten, als ob es galt, einen Krieg zu führen.

In der Tat begegnete man in jener Wildnis jeder Art von Feinden. Ohne die wilden Tiere zu rechnen, waren es die Jäger, die Trapper und die Räuber, welche den Indianern nicht weniger gefährlich erschienen, wie deren vierfüßige Landsleute.

Die Prärien, der düstere Schauplatz unaufhörlicher und hartnäckiger Kämpfe, war daher in der Tat nur ein ungeheures Beinhaus, das alljährlich durch einen unbarmherzigen Guerillakrieg Tausende kühner Männer geheimnisvoll verschlang.

Nichts glich der Großartigkeit und Majestät, welchen der Anblick jener Prärien bot, auf denen die Vorsehung unermessliche Reichtümer mit vollen Händen gesät hatte, nichts dem Reiz grünen Flächen, dichten Wäldern, breiten Strömen. Der Reisende fühlte sich von dem melancholischen Gemurmel des Wassers über die Uferkiesel, dem Gesang der im Laub versteckten Tausende von Vögeln, dem Springen der im hohen Gras spielenden Tiere entzückt, angezogen, hingerissen, bis er als Opfer seines Enthusiasmus in eine jener unzähligen, unter Blumen gelegten Schlingen fiel und sein unvorsichtiges Vertrauen mit dem Leben büßte.

Ende 1837, in den letzten Tagen des September, der von den Indianern der Monat der fallender Blätter - Inaqui-quissis - genannt wird, saß ein noch junger Mann, den man an seiner Hautfarbe, obgleich er sich durch seine Kleidung in

Nichts von den Indianern unterschied, leicht für einen Weißen erkennen konnte, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang an einem Feuer, dessen Notwendigkeit um jene Zeit des Jahres sich fühlbar zu machen anfang, an einer der unbekanntesten Stellen der eben von uns beschriebenen Prärie.

Er war höchstens 35 oder 36 Jahre alt, obgleich einige tiefe Furchen auf seiner hohen, mattweißen Stirn, ein höheres Alter anzudeuten schienen. Seine Züge waren schön, edel und zeigten die Kraft und den Stolz, die durch das Leben in der Wildnis erworben werden. Seine offenen schwarzen Augen, über denen sich dichte Augenbrauen wölbten, hatten einen sanften, schwermütigen Ausdruck, der ihren Glanz und ihr Feuer milderte. Der untere Teil seines Gesichtes verschwand unter einem dichten, langen Bart, dessen bläuliche Färbung gegen die seltsame Blässe des übrigen Gesichtes scharf abstach.

Seine Gestalt war hoch, schlank, vollkommen ebenmäßige seine kräftigen Glieder, an welchen die Muskeln ausfallend hervortaten, bewiesen, dass er ungewöhnliche Kraft besaß. Überhaupt flößte seine Person jene ehrfurchtsvolle Sympathie ein, welche höheren Naturen in jener Gegend öfter gezollt wird, als bei uns, wo die körperlichen Vorzüge gewöhnlich nur der rohen Kraft angehören.

Seine Kleidung war sehr einfach und bestand aus einer anschließenden, bis auf die Knöchel herabreichenden Hose, die über den Hüften mit einem ledernen Gürtel befestigt war, und einem baumwollenen mit bunter Wolle gestickten Jagdhemd, das bis zu den Knien reichte. Diese vorn offene Bluse ließ seine gebräunte Brust erkennen, auf welcher an einer dünnen, stählernen Klette, ein Skapulier von schwar-

zem Samt herabhing. Stiefel von gegerbtem Damhirschleder schützten ihn vor dem Biss der Schlangen und reichten bis über das Knie. Sein Kopf war mit einer Mütze aus Biberfell, dessen Schwanz auf den Nacken herunterfiel, bedeckt, und unter derselben quoll das reiche, schwarze Haar, das schon hier und da einige silberne Fäden zeigte, hervor und breitete sich auf seinen Schultern aus.

Dieser Mann war ein Jäger.

Eine prächtige Büchse, die neben ihm in Reichweite lag, die Jagdtasche, welche er über der Achsel trug, und zwei mit Pulver und Kugeln gefüllte Büffelhörner an seinem Gürtel ließen nicht daran zweifeln. Zwei lange Doppelpistolen waren nachlässig neben der Büchse hingeworfen.

Der Jäger war mit einer Machete bewaffnet, einem langen Messer mit kurzer, gerader Klinge, welches die Bewohner der Prärie stets bei sich tragen, und beschäftigte sich sorgfältig damit, einen Biber abzuhäuten. Zugleich bewachte er mit den Augen eine Hirschkeule, die an einem Strick über dem Feuer hing, und lauschte auf das leiseste Geräusch, das in der Prärie laut wurde.

Der Ort, wo sich der Mann befand, war für eine Rast von einigen Stunden vortrefflich gewählt.

Es war eine Lichtung auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Hügels, welcher aufgrund seiner Lage die Prärie auf eine weite Strecke überblicken ließ und vor einem Überfall sicherte. Einige Schritte von dem Biwak des Jägers entfernt sprudelte eine Quelle und ergoss sich in Gestalt eines Wasserfalls in die Ebene. Das hohe, üppige Gras bot zwei herrlichen Pferden mit wilden, blitzenden Augen, die an den Beinen gefesselt waren, ein vortreffliches Futter, und sie hielten in einiger Entfernung eifrig ihre Mahlzeit. Das Feu-

er, welches mit dürrer Holz genährt und von drei Seiten durch Felsstücke geschützt wurde, ließ nur eine dünne Rauchwolke aufsteigen, die in einer Entfernung von zehn Schritten kaum sichtbar war. Eine Wand hundertjähriger Bäume entzog das Lager den neugierigen Blicken derjenigen, die wahrscheinlich in der Nähe lauerten.

Alle für die Sicherheit des Jägers nötigen Vorsichtsmaßnahmen waren mit jener Umsicht getroffen, die eine genaue Kenntnis vom Leben in den Wäldern verriet.

Die Gipfel der hohen Bäume wurden von dem rötlichen Licht des Abendhimmels vergoldet, die Sonne war im Begriff, hinter den Bergen, welche den Horizont begrenzen, zu verschwinden, als die Pferde plötzlich ihre Mahlzeit unterbrachen, den Kopf anhoben und die Ohren spitzten, welches als Zeichen von Unruhe dem Jäger nicht entging.

Obgleich er noch kein verdächtiges Geräusch vernahm und alles in der Nähe ruhig zu sein schien, beeilte er sich doch, das Biberfell, das über zwei kreuzweise übereinandergelegte Stücke Holz gespannt war, vor das Feuer zu stellen. Ohne aufzustehen, streckte er die Hand nach seiner Büchse aus.

Der Ruf der Elster ertönte zu drei verschiedenen Malen und in gleichmäßigen Abständen.

Der Jäger legte lächelnd seine Büchse wieder neben sich und fuhr fort, sein Abendessen zu überwachen. Beinahe im selben Augenblick bewegte sich das Gras stark. Zwei herrliche Jagdhunde kamen in großen Sätzen heran und legten sich zu den Füßen des Jägers nieder, welcher sie eine Zeit lang streichelte und einige Mühe hatte, sich ihren Liebkosungen zu entziehen.

Die Pferde hatten sorglos ihre unterbrochene Mahlzeit

fortgesetzt.

Die Hunde waren einem zweiten Jäger nur wenige Minuten vorausgeeilt, welcher kurze Zeit später gleichfalls in der Lichtung erschien.

Der Mann, welcher viel jünger als der Erste war, - erschien kaum 22 Jahre zu zählen, - war ein großer, magerer, behänder Mann mit kräftiger Gestalt, rundem Kopf, aus welchem zwei graue kluge Augen blitzten, und dessen von langem blonden Haar eingeschlossenes, offenes, ehrliches Gesicht etwas Kindliches hatte.

Er trug dieselbe Kleidung wie sein Gefährte und warf bei seiner Ankunft eine Schnur von Vögeln, die er auf der Schulter hatte, neben das Feuer.

Beide Jäger widmeten sich nun, ohne ein Wort zu wechseln, den Vorbereitungen eines Abendessens, welches nach einem anstrengenden Aufenthalt in den Bergen stets herrlich zu munden pflegt.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, die Wildnis erwachte allmählich. Schon erschallte das Geheul der wilden Tiere in der Prärie. Nachdem die Jäger mit gutem Appetit gegessen hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an, und, den Rücken gegen das Feuer zugewandt, damit der Schein desselben sie nicht daran hindere, eventuelle verdächtige Besucher, welche sich in der Dunkelheit anschleichen könnten, zu erblicken, rauchten sie mit der Behaglichkeit von Leuten, die nach einem langen, mühseligen Tagwerk einen Augenblick der Ruhe genießen, die sie vielleicht nicht so bald wieder haben werden.

»Nun?«, fragte der erste Jäger lakonisch zwischen zwei Rauchwolken.

»Du hattest recht«, antwortete der andere.

»Aha!«

»Ja, wir haben uns zu sehr rechts gehalten und dadurch haben wir die Fährte verloren.«

»Das habe ich mir gedacht«, erwiderte der Erste. »Siehst Du, Fröhlich, du verlässt dich zu sehr auf deine kanadischen Gewohnheiten. Die Indianer, mit denen wir es hier zu tun haben, sind den Irokesen, welche die Jagdgebiete deines Landes durchstreifen, völlig unähnlich.«

Fröhlich nickte bejahend mit dem Kopf.

»Dies ist übrigens«, fuhr der andere fort, »für jetzt nicht besonders wichtig. Die Hauptsache ist, dass wir erfahren, wer unsere Diebe sind.«

»Ich weiß es.«

»Gut!«, sagte der andere und zog hastig die Pfeife aus Mund. »Und welche Indianer sind es denn, die es gewagt haben, mit meinem Zeichen versehene Fallen zu stehlen?«

»Die Comanchen.«

»Das dachte ich mir, bei Gott! Zehn unserer besten Biberfallen in der Nacht zu stehlen! Ich schwöre dir, Fröhlich, dass sie es teuer bezahlen werden ... Und wo sind jetzt die Comanchen?«

»Höchstens drei Meilen von uns entfernt.«

»Es ist ein Trupp von Räufern, der ungefähr aus zwölf Mann besteht. Nach der Richtung, die sie eingeschlagen haben, zu schließen, kehren sie in ihre Berge zurück.«

»Die werden sie nicht alle erreichen«, sagte der Jäger mit einem Blick auf seine Büchse.

»Meiner Treu!«, sagte Fröhlich mit lautem Lachen, »sie werden nur bekommen, was sie verdienen. Ich verlasse mich auf dich, Treuherz, dass sie für ihren Streich bestraft werden. Doch dein Entschluss, dich an ihnen zu rächen,

wird noch weit fester werden, wenn du erfahren haben wirst, wer sie anführt.«

»So, so! Ich kenne also ihren Anführer?«

»Ein wenig«, sagte Fröhlich lächelnd, »es iss Nehu-Nutah.«

»Adlerkopf!«, rief Treuherz aus, indem er aufsprang. »Oh! Oh! Den kenne ich, und so Gott will, werden wir dieses Mal die alte Rechnung, die wir miteinander haben, begleichen können. Seine Mokassins kreuzen meinen Weg und hindern mich schon lange genug.«

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdruck des Hasses, vor welchem Fröhlich erbebt, ausgesprochen hatte, nahm der Jäger, den es reute, dass er den Zorn, der ihn übermannte, gezeigt hatte, seine Pfeife wieder und fuhr fort mit erkünstelter Ruhe zu rauchen, die seinen Gefährten aber nicht täuschte.

Die Unterhaltung wurde unterbrochen.

Die beiden Jäger schienen in tiefe Gedanken versunken und rauchten schweigend nebeneinander.

Endlich wendete sich Fröhlich zu seinem Gefährten. »Soll ich wachen?«, fragte er.

»Nein«, antwortete Treuherz mit leiser Stimme, »schlaf, ich werde für uns beide wachen.«

Fröhlich legte sich ohne den geringsten Einwand zu erheben, neben das Feuer, und wenige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Als die Eule am Morgen ihr Geschrei erhob, das das Aufgehen der Sonne zu begrüßen schien, weckte Treuherz, der die ganze Nacht hindurch unbeweglich wie eine Statue geblieben war, seinen Gefährten.

»Es ist Zeit«, sagte er.

»Gut«, antwortete Fröhlich, der sich sofort erhob.

Die Jäger sattelten ihre Pferde, stiegen vorsichtig den Hügel hinab und verfolgten die Spur der Comanchen. In diesem Augenblick ging die Sonne strahlend am Himmel auf, verjagte die Schatten, und übergoss die Prärie mit ihrem herrlichen und belebenden Licht.

Kapitel 2 - Die Jäger

Nun ein Paar Worte über die Personen, welche den Schauplatz betreten und zu wichtigen Rollen berufen sind: Treuherz (bloß unter diesem Namen war der Jäger durch die Prärien des Westens bekannt) stand wegen seiner Gewandtheit, seiner Redlichkeit und seines Mutes unter den Indianerstämmen, mit welchen ihn die Wechselfälle seines abenteuerlichen Lebens in Verkehr gebracht hatten, in hoher Achtung, während die Jäger und Trapper, sowohl Spanier als auch Amerikaner aus dem Norden oder Mestizen sehr auf seine Kenntniss der Wälder bauten und sich häufig bei ihm Rat einholten. Sogar die Galgenstricke der Prärien, die nur von Raub und Erpressung lebten, wagten es nicht, ihn anzugreifen und vermieden es möglichst, ihm in den Weg zu kommen. Der Mann hatte es also bloß durch die Kraft seines Geistes und seines Willens dahin gebracht, dass er fast ohne sein Wissen zu einer Macht geworden war, welche bei den wilden Bewohnern jener endlosen Einöden unbestrittene Anerkennung fand.

Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren, er war damals noch sehr jung, hatten ihn eines Tages Jäger aufgefunden, als sie an den Ufern des Arkansas ihre Biberfallen auslegten. Die

kurzen Fragen, die man über seine Vergangenheit an ihn stellte, blieben ohne Antwort. Die Jäger, von Natur wortkarge Leute, glaubten in den verlegenen und ausweichenden Reden des jungen Mannes ein Geheimnis zu lesen, das er nicht enthüllt wissen wollte, und drangen daher nicht weiter in ihn. Im Gegensatz von den übrigen Jägern und Trappern der Prärie, die stets mit einem oder zwei Kameraden ihrem Gewerbe nachgehen und sich nie von diesen trennen, lebte Treuherz allein und ohne festen Wohnsitz. Er durchjagte die Wildnis, ohne irgendwo sein Zelt aufzuschlagen. Stets düster und schwermütig mied er die Gesellschaft von Seinesgleichen, obschon er bei jeder Gelegenheit sich bereit zeigte, ihnen Dienste zu leisten oder selbst sein Leben für sie zu wagen. Wollte man aber sich ihm dankbar erweisen, so gab er seinem Pferd die Sporen und legte seine Fallen in größerer Entfernung, um denen, die er sich verpflichtet hatte, Zeit zu lassen, den geleisteten Dienst zu vergessen. Fünf Jahre vor der Zeit, mit welcher wir diese Erzählung wieder aufgenommen haben, bemerkte er eines Abends, als er mit dem Legen seiner Nachtfallen fertig war, plötzlich unter den Bäumen das Feuer eines indianischen Lagers. Ein Weißer von höchstens siebenzehn Jahren war an einen Pfahl gebunden und musste den Messern der Rothäute als Ziel dienen, die sich damit unterhielten, den jungen Menschen zu martern, ehe sie ihn ihrem blutdürstigen Groll opferten. Treuherz, welcher nur der Stimme des Mitleids Gehör schenkte, warf sich ohne Rücksicht auf die schreckliche Gefahr, der er sich bloßstellte, mitten unter die Indianer und trat vor den Gefangenen hin, um ihn mit seinem eigenen Leibe zu decken. Die Indianer waren Comanchen. Betroffen ob der unerwarteten Störung und verwirrt

durch die Kühnheit des Jägers, blieben sie einige Augenblicke regungslos. Treuherz verlor übrigens keine Zeit, sondern zerschnitt die Fesseln des Gefangenen und gab ihm sein Messer. Letzterer ergriff mit Freude die Waffe, und nun schickten sich beide an, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Sobald die Comanchen sich vom ersten Schreck erholt hatten, machten sie sich bereit, auf die zwei Männer loszustürzen, die ihnen Trotz zu bieten schienen. Als jedoch der Widerschein des Feuers sie das Gesicht des Jägers erkennen ließ, wichen sie wieder zurück und murmelten sich wechselseitig zu: »Treuherz, der große Bleichgesichtsjäger!«

Adlerkopf (so hieß der Häuptling des Comanchenhauens) kannte den Jäger nicht. Er war zum ersten Mal in die Prärien von Arkansas heruntergekommen und begriff daher den Ausruf seiner Krieger nicht. Er war jedoch ein bitterer Feind der Weißen, denen er einen Vernichtungskrieg geschworen hatte, und stürzte ungeachtet der vermeintlichen Feigheit seiner Untergebenen allein auf Treuherz los. Aber nun erfolgte ein befremdlicher Auftritt. Ungeachtet ihrer Achtung vor dem Häuptling warfen sich die Indianer auf diesen und entrissen ihm seine Waffen, um ihn daran zu hindern, sich weiter an dem Jäger zu vergreifen. Nachdem Treuherz ihnen gedankt hatte, hob er selbst die Waffen des Häuptlings auf und gab sie ihm zurück. Dieser nahm sie mit einem finsternen Blick auf seinen edelmütigen Gegner in Empfang. Der Jäger aber bemerkte dies nur mit einem stolzen Achselzucken und entfernte sich mit seinem Gefangenen, erfreut, dass er einem Menschen das Leben gerettet hatte. Innerhalb der kurzen Frist von zehn Minuten hatte er einen unversöhnlichen Feind und einen hingeben-

den Freund gewonnen. Die Geschichte des Gefangenen ist einfach. Er war mit seinem Vater von Kanada heruntergekommen, um in den Prärien zu jagen, und in die Hände der Comanchen gefallen. Der Vater erlag nach einem verzweifelten Widerstand. Dem Sohn dagegen erwiesen die Indianer, ärgerlich darüber, dass ihnen der Tod ein Opfer geraubt hatte, alle Sorgfalt, um ihn ehrenhaft an dem Marterpfahl abtun zu können – ein Schicksal, dem er ohne Treuherzens glückliches Dazwischenkommen unausbleiblich verfallen gewesen wäre. Nachdem der junge Mann diese Auskunft über sich erteilt hatte, fragte ihn der Jäger über seine Absicht, und ob die raue Lehrzeit, die er im Waldläufergewerbe begonnen hatte, ihm das Abenteuerleben nicht gefallen würde?

»Im Gegenteil«, versetzte der andere, »ich bin mehr als je zuvor entschlossen, diese Laufbahn zu verfolgen, die mir Gelegenheit gibt, meinen Vater zu rächen«

»Ihr habt recht«, entgegnete der Jäger. Treuherz führte den jungen Mann zu einem von seinen Verstecken, ausgegrabene Erdlöcher, in welchen die Trapper ihren Reichtum zu verbergen pflegen. Er holte daraus die ganze Ausrüstung eines Trappers, Gewehr, Messer, Pistolen, Waidtasche und Fallen hervor und gab sie seinem Schützling.

»Ihr könnt jetzt gehen«, sagte er einfach zu ihm. »Gott sei Euer Geleit.«

Der andere sah ihn stumm an und wusste augenscheinlich nicht, was er aus dieser Rede machen sollte.

Treuherz lächelte. »Ihr seid frei«, fuhr er fort. »Ihr habt hier das zu Eurem Beruf nötige Gerät. Ich schenke es Euch, dort ist die Prärie, Glück auf!«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er,

»ich verlasse Euch nicht, wenn Ihr mich nicht unbedingt fortjagt. Ich bin allein, habe keine Familie, keine Freunde. Ihr seid der Retter meines Lebens, und ich gehöre fortan Euch an.«

»Ich lasse mich für einen geleisteten Dienst nicht bezahlen«, sagte der Jäger.

»Doch, und zwar sehr teuer«, erwiderte der andere mit Lebhaftigkeit, »wenn Ihr keinen Dank annehmen wollt. Da habt Ihr Eure Gaben wieder, die ich nicht brauche. Ich bin kein Bettler, dem man ein Almosen zuwirft, und will mich lieber aufs Neue den Comanchen ausliefern. Lebt wohl!« Und der Kanadier machte sich in die Richtung des Indianerlagers auf den Weg.

Treuherz sah ihm stumm nach. Der junge Mann hatte ein so freies, ungezwungenes Wesen, dass er eine wärmere Teilnahme für ihn zu fühlen begann. »Halt«, rief er ihm zu.

Der junge Mann blieb stehen.

»Ich lebe allein«, fuhr der Jäger fort, »und Ihr hättet bei mir nur ein trauriges Dasein. Ein bitterer Gram nagt an meinem Herzen. Warum wollt Ihr Euch einem Unglücklichen anschließen?«

»Um diesen Kummer Euch tragen zu helfen, wenn Ihr mich für würdig erachtet. Um Euch zu trösten, wenn es möglich ist. In der Einsamkeit fällt der Mensch leicht der Verzweiflung anheim. Gottes Befehl weist ihn an, Gesellschaft zu suchen.«

»Das ist wahr,«, murmelte der Jäger unschlüssig.

»Warum habt Ihr mir ›Halt‹ zugerufen?«, fragte der junge Mann beklommen. Treuherz betrachtete ihn mit einer Heftigkeit, als wolle er seine innersten Gedanken lesen. Die Untersuchung schien ihn zu befriedigen. »Wie heißt Ihr?«,

fragte er.

»Belhumeur«, versetzte der andere; »oder wenn Ihr lieber wollt, Georg Talbot. Gewöhnlich aber nennt man mich mit dem ersteren Namen.«

Der Jäger lächelte. »Der Name verpflichtet etwas«, sagte er, ihm die Hand reichend. »Belhumeur, fortan bist du mein Bruder auf Leben und Tod.« Und er küsste ihn nach dem in solchen Fällen üblichen Präriebrauch auf die Augen.

»Auf Leben und Tod!«, erwiderte der Kanadier, indem er auf ihn zustürzte und mit Innigkeit die ihm dargebotene Hand drückte. Dann küsste er den neuen Bruder gleichfalls auf die Augen.

So waren Treuherz und Belhumeur miteinander bekannt geworden. Seit fünf Jahren hatte nicht die geringste Wolke die Freundschaft getrübt, welche die beiden trefflichen Männer angesichts Gottes sich in der Wildnis geschworen hatten. Der Mensch hat das Bedürfnis, seine Gefühle und Leiden einem treuen Freund mitzuteilen. Nach ein Paar Monaten, welche Treuherz dazu benutzte, seinen neuen Gefährten zu studieren, hatte er vor Belhumeur keine Geheimnisse mehr.

An dem Tage, an welchem wir ihnen wieder in den Prärien begegnet sind, hatte ihr alter Feind, der Comanchenhäuptling Adlerkopf, dessen Hass und Groll mit der Zeit nicht geringer geworden, sondern eher gewachsen waren, einen kühnen Diebstahl an ihnen begangen. Der Indianer verbiss mit der seiner Rasse eigentümlichen Hinterlist die Schande, den er um der beiden weißen Jäger willen von den Seinigen erlitten hatte, und harrte geduldig der Stunde der Rache. Er hatte heimlich unter den Füßen seiner Feinde

einen Abgrund gegraben, indem er ihnen allmählich die Rothäute abgeneigt machte und geschickt Verleumdungen über sie verbreitete. Auf diese Weise glaubte er es endlich dahin gebracht zu haben, dass die beiden sogar bei den weißen Jägern und Mestizen in Misskredit gekommen waren, und demnach von allen durch die Prärie zerstreuten Personen als Feinde angesehen wurden.

So standen die Dinge, als Adlerkopf in der Absicht, einen Sturm herbeizuführen, in welchem diejenigen zugrunde gehen sollten, welchen er den Tod geschworen hatte, in einer einzigen Nacht sämtliche Fallen der beiden Jäger stahl. Er durfte überzeugt sein, dass sie eine solche Beleidigung nicht ungestraft lassen, sondern Rache suchen würden. Und wenn sie dann weder bei den Indianern noch bei den Jägern Beistand fänden, so konnte er sich mit den entschlossenen dreißig Kriegeren, die er befehligte, leicht ihrer bemächtigen, um sie dem grausamsten Foltertod preiszugeben.

Kapitel 3 - Die Fährte

Adlerkopf, der von seinen Feinden entdeckt zu werden wünschte, hatte sich keine Mühe gegeben, seine Fährte zu verbergen, die sichtlich durch das hohe Gras führte und selbst dann rasch wieder aufgefunden war, wenn sie sich stellenweise zu verwischen schien. In ihrem Vorrücken warfen die beiden Jäger von Zeit zu Zeit Blicke nach rechts und links, um sich vor Täuschung zu sichern. Aber die Fährte ging stets gerade aus, ohne irgendeine Abbiegung.

Ihre Verfolgung war so leicht, dass das Außerordentliche der Sache selbst Belhumeur ernstlich zu beunruhigen anfang. Wie immer übrigens die Indianer es halten mochten, die Jäger bemühten sich so gut es ging, ihre eigenen Fußspuren sorgfältig zu verwischen. Sie gelangten endlich an einen ziemlich breiten Fluss, Grünspanfluss genannt, der zum Canadian fließt. Treuherz machte Halt und winkte seinem Begleiter, das Gleiche zu tun. Sie stiegen ab und suchten, die Pferde am Zaum führend, den Schutz einer Baumgruppe auf, um nicht von einer etwa ausgestellten indianischen Schildwache bemerkt zu werden. Hier angelangt legte Treuherz warnend den Finger auf den Mund und flüsterte seinem Begleiter ins Ohr: »Ehe wir weitergehen, müssen wir uns über unsere Schritte genau verständigen. Ich vermute eine Tücke. Die Indianer sind erfahrene Krieger und zu sehr an das Prärieleben gewöhnt, um ohne guten Grund in solcher Weise zu handeln.«

»Die Fährte ist allerdings zu schön,« pflichtete der Kanadier bei, »um nicht eine Falle vermuten zu lassen.«

»Ja, aber sie benehmen sich allzu fein. Ihre Schlaueit übertreibt und täuscht keine alten Jäger, wie wir es sind. Wir müssen jetzt unsere Behutsamkeit verdoppeln und dürfen kein Blatt, keinen Grasstängel unbeachtet lassen, je mehr wir uns dem Lagerplatz der Rothäute nähern.«

»Wir tun vielleicht besser«, sagte Belhumeur umherschauend, »wenn wir unsere Pferde an einen sicheren Platz verstecken, wo wir sie leicht wiederfinden können, um sodann zu Fuß über die Lagerung und Zahl unserer Feinde Erkundungen einzuziehen.«

»Du hast recht, Belhumeur, wir wollen deinen guten Rat sogleich umsetzen.«

Die Jäger verließen mit großer Vorsicht ihr Versteck. Statt über den Fluss zu setzen, kehrten sie auf dem gleichen Weg wieder um und bogen nach einiger Zeit links in eine Schlucht ab, wo sie bald in dem hohen Gras verschwunden waren.

»Ich muss dir Glauben schenken, Belhumeur«, sagte Treuherz, »denn ich weiß in der Tat nicht, wo du mich führst.«

»Vertrau mir immerhin. Ich habe zufällig zwei Büchsen- schüsse von hier eine Art Zitadelle entdeckt, in der unsere Pferde nicht besser aufgehoben sein könnten. Ja, wir sind erforderlichen Falls imstande, darin eine förmliche Belage- rung auszuhalten.« »Caramba!«, rief der Jäger, durch die- sen ihm ziemlich geläufigen Leibschwur seine spanische Abkunft verratend, »wie bist du zu diesem kostbaren Fund gekommen?« »Auf die einfachste Weise der Welt«, versetz- te Belhumeur. »Als ich nach dem Auslegen meiner Fallen den Berg dort hinaufkletterte, um auf kürzestem Weg spä- ter wieder zu dir zurückzukehren, sah ich, nachdem ich etwa zwei Drittel der Höhe erreicht hatte, unter dem Strauchwerk die zottige Schnauze eines prächtigen Bären sich bewegen.«

»Aha! Ich errate, was nun kommt. Wenn ich mich recht erinnere, bist du damals nicht bloß mit einem, sondern mit zwei Fellen von schwarzen Bären zu mir zurückgekome- nen.«

»Ja, meine Patrone waren ein Pärchen, Männlein und Weiblein. Du kannst dir denken, dass bei ihrem Anblick vor Waidmannsgier mir alle Müdigkeit verging und ich alsbald mit der Büchse dahinter her war. Du wirst selbst sehen, welche Feste sie sich ausgesucht haben«, fügte er bei,

indem er abstieg und damit seinen Begleiter zu verstehen gab, dass er das Gleiche tun solle. Vor ihnen erhob sich amphitheatralisch eine gewaltige Felsenmasse.

»Wir können mit unseren Pferden da nicht hinaufkommen«, bemerkte Treuherz, nachdem er eine Weile die Örtlichkeit kritisch betrachtet hatte.

»Versuchen wir es immerhin«, versetzte Belhumeur, sein Tier am Zaum nachziehend.

Nach einer halben Stunde unsäglicher Mühe gelangten sie auf eine höchstens dreißig Fuß breite Plattform.

»Hier ist es«, sagte Belhumeur Halt machend.

»Hier?«, entgegnete Treuherz, der sich überall umsah, ohne eine Öffnung wahrnehmen zu können.

Lächelnd hieß Belhumeur seinen Begleiter ihm folgen und ging mit seinem Pferd zu einem Felsblock voran, hinter welchem ein höchstens drei Fuß weiter darmartiger Gang begann. Nach fünf Minuten gelangten sie auf diesem schneckenförmig ansteigenden Weg vor die gähnende Mündung einer tiefen Höhle. Die Jäger traten ein. Belhumeur hatte vorher eine Menge Holzspäne angefertigt, sodass er ein paar Fackeln zusammenmachen konnte, von denen er eine seinem Gefährten gab. Deren Licht zeigte ihnen die Höhle in ihrer ganzen wilden Majestät. Die hohen Wände waren mit funkelnden Stalaktiten bekleidet, an denen der Reflex der beiden Flammen eine feenhafte Beleuchtung hervorbrachte.

»Diese Höhle«, sagte Belhumeur, nachdem er seinem Freund Zeit gelassen hatte, alles genau zu betrachten, »ist ohne Frage eines von den Wundern der Prärie. Die Galerie, welche sich allmählich abwärts zieht, führt unter dem Grünspanfluss hinweg und mündet jenseits desselben in ei-

ner Entfernung von mehr als einer Meile in die Ebene.«

Entzückt über die Entdeckung dieses Zufluchtsortes wollte ihn Treuherz nach allen Teilen untersuchen und konnte dabei, ungeachtet seines sonst so schweigsamen Wesens, unterschiedliche Äußerungen seiner Bewunderung nicht unterdrücken. »Warum hast du nicht früher davon gesprochen?«, fragte er.

»Ich wartete die Gelegenheit ab.«

Die Jäger brachten die Pferde mit einem reichlichen Futtermittel in einem der Grottenräume unter, der durch unbemerkliche Felsenspalten erhellt wurde. Nachdem sie sich überzeugt hatten, dass die edlen Tiere während ihrer Abwesenheit ebenso wenig Not leiden, als sich entfernen konnten, schulterten sie ihre Büchsen, piffen den Hunden und schritten raschen Fußes in dem Gang dahin, der unter dem Fluss wegführte. Bald verriet die feuchte Luft, welche sie umgab, und das dumpfe Geräusch über ihren Häuptern, dass das Wasser über ihnen hinströmte. Sie erhielten für ihre Wanderung hinreichend Licht durch eine Art Laterne in der Gestalt eines hohlen Felsens, der wie eine Schildwache in der Mitte des Flusses emporragte. Nach halbstündigem Gehen gelangten sie durch eine Öffnung, welche durch dichtes Gebüsch und Schlingpflanzen versteckt war, in die Prärie.

Mit Ausruhen, Versorgen der Pferde und sorgfältiger Untersuchung der Höhle war der Tag vergangen, und die Sonne senkte sich eben unter den Horizont, als sie die Verfolgung der Comanchen wieder aufnahmen. Nun begann erst die eigentliche indianische Verfolgungsweise. Die Jäger krochen im hohen Gras auf Händen und Füßen hinter ihren spürenden Hunden her. Ganz Auge und Ohr wagten sie

kaum zu atmen und legten sich von Zeit zu Zeit an die Erde, um jene tausend Geräusche der Prärie zu befragen, welche sie mit merkwürdigem Geschick zu unterscheiden und zu deuten wussten. Die Wildnis lag in einer Totenstille. Die Jäger rückten, in parallelen Linien dahinkriechend, mit verdoppelter Behutsamkeit immer vorwärts, bis auf einmal die Hunde lautlos stehen blieben. Die wackeren Tiere schienen den Wert des Schweigens in einer Gegend, wo das geringste Geräusch ihren Gebietern das Leben kosten konnte, zu begreifen.

Belhumeur warf einen durchdringenden Blick umher, seine Augen funkelte. Pantherartig setzte er zu einem Sprung an und stürzte sich auf einen indianischen Krieger, der mit vorwärts gebeugtem Körper und gesenktem Haupt die Nähe eines Feindes zu ahnen schien. Ehe der auf den Rücken niedergeworfene Wilde einen Hilferuf ausstoßen konnte, kniete ihm Belhumeur schon auf der Brust und drückte ihm die Kehle zusammen. Dann zog der Jäger kaltblütig sein Messer und stieß es bis ans Heft dem Feind ins Herz. Als der Wilde sah, dass er verloren war, verschmähte er allen nutzlosen Widerstand, warf aber dem Kanadier einen Blick voller Hass und stolzer Verachtung zu. Ein höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, und mit eherner Ruhe sah er den Tod über sich kommen. Belhumeur steckte das Messer in seinen Gurt, drückte die Leiche beiseite und begann aufs Neue zu kriechen. Treuherz war den Bewegungen des Freundes mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt, um im Notfall ihm behilflich sein zu können. Da der Indianer tot war, nahm auch er die Verfolgung der Fährte wieder auf. Bald bemerkten die Jäger den Schimmer eines Feuers unter den Bäumen und einen Geruch von geröste-

tem Fleisch. Sie richteten sich nun Gespenstern gleich an einer ungeheuren Korbeiche auf, umfassten den nackten Stamm des Baumes, versteckten sich unter seinen dichten Zweigen und schauten umher. Das Lager der Comanchen befand sich höchstens fünfzehn Schritte von ihnen entfernt.

Kapitel 4 - Die Reisenden

Ungefähr um die Zeit, als die Trapper aus der Grotte traten und die Fährte der Comanchen wieder aufnahmen, hielten zwanzig Meilen entfernt von dem Ort, wo sie sich befanden, eine ziemlich ansehnliche Zahl weißer Reisender an den Ufern des Canadian an und bereiteten ihr Lager für die Nacht an einer ausgezeichneten Stelle, wo noch die Spuren eines alten indianischen Jagdruhepunktes sichtbar waren.

Die Jäger und Gambusinos oder Mischlinge, die den Reisenden als Führer dienten, beeilten sich, ein Dutzend Maultiere abzuladen, welche von mexikanischen Lanceros begleitet waren.

Mit den Ballen bildeten sie einen eingeschlossenen Raum von ovaler Form, in dessen Mitte sie ein Feuer anzündeten. Dann versammelten sich die Führer, ohne sich weiter um ihre Begleiter zu kümmern, in eine Gruppe und bereiteten ihre Abendmahlzeit.

Hierauf näherte sich ein junger Offizier von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit kriegerischer Haltung und feinen charakteristischen Zügen, ehrfurchtsvoll einem von zwei Maultieren getragenen Palankin, den zwei Reiter eskortierten.

»An welcher Stelle befehlen Euer Gnaden, dass das Zelt der Señorita aufgeschlagen werden soll?«, fragte der junge Offizier, den Hut ziehend.

»Wo Sie wollen, Kapitän Aguilar, wenn es nur bald geschieht, denn meine Nichte ist vor Müdigkeit fast erschöpft«, antwortete der Reiter zur Rechten des Palankins.

Es war ein hochgewachsener Mann, mit harten, scharfen Zügen, einem Falkenauge, mit Haaren so weiß wie der Schnee auf dem Chimborazo, und unter dessen weitem Soldatenmantel die kostbare, von Stickereien strotzende Uniform eines mexikanischen Generals sichtbar wurde.

Der Kapitän verbeugte sich, kehrte zu den Lanceros zurück, und befahl ihnen, in der Mitte des Raumes, in welchem sich das Lager befand, ein hübsches, blau und rosa gestreiftes Zelt aufzuschlagen, das von einem Maultiere getragen worden war.

Fünf Minuten später war der General vom Pferd gestiegen und bot einer jungen Dame, die leicht aus dem Palankin sprang, die Hand und führte sie in das Zelt, wo Kapitän Aguilar alles so behaglich wie möglich für sie hatte einrichten lassen.

Zwei weitere Personen traten hinter dem General und seiner Nichte gleichfalls in das Zelt.

Die eine war ein dicker kleiner Mann, mit vollem roten Gesicht, der eine grüne Brille und eine blonde Perücke trug und in der Uniform eines Militärarztes bald erstickte.

Dieser Mann, dessen Alter ein Rätsel war, der aber ungefähr fünfzig Jahre zählen konnte, hieß Jérôme-Boniface Durieux. Er war Franzose und Oberchirurg in mexikanischen Diensten.

Beim Absteigen vom Pferd hatte er einen dicken, auf der

Kruppe seines Pferdes befestigten Mantelsack, von welchem er sich nicht trennen zu wollen schien, mit einer Art Ehrerbietung losgeschnallt und unter den Arm genommen.

Die zweite Person war ein junges Mädchen oder vielmehr ein Kind von fünfzehn Jahren, mit schelmischem und aufgewecktem Gesicht, aufgeworfener Nase und düsterem Blick, den Mestizen angehörend, und diente der Nichte des Generals als Kammerjungfer.

Ein kräftiger Afroamerikaner, der den majestätischen Namen Jupiter trug, beeilte sich, mit Hilfe von zwei bis drei Gambusinos, das Abendessen zuzubereiten.

»Nun Doktor!«, sagte der General lächelnd zu dem Dicken, der sich, wie ein Ochse schnaufend, auf seinen Mantelsack niedergelassen hatte, »wie finden Sie meine Nichte heute Abend?«

»Die Señorita ist stets reizend«, antwortete der Doktor galant, indem er sich die Stirn trocknete, »finden Sie nicht, dass es zum Ersticken heiß ist?«

»Meiner Treu, nein«, antwortete der General, »nicht mehr als gewöhnlich.«

»Dann muss ich mir es nur eingebildet haben«, sagte der Arzt mit einem Seufzer. »Worüber lachst du, kleine Maskè?«, fügte er an das Kammermädchen gerichtet hinzu, die in der Tat aus vollem Halse lachte.

»Beachten Sie doch die Närrin nicht, Doktor. Sie wissen ja, dass sie ein Kind ist«, sagte die junge Dame mit einem reizenden Lächeln.

»Ich habe Ihnen immer gesagt, Donna Luz«, fuhr der Doktor mit Nachdruck fort, indem er die Augenbrauen zusammenzog und die Backen aufblies, »dass die Kleine da ein Kobold sei, zu dem Sie viel zu gutmütig sind und die

Ihnen früher oder später irgendeinen bösen Streich spielen wird.«

»Puh! Der abscheuliche Kieselsucher«, sagte die Mestize mit einer Grimasse und spielte damit auf die Manie des Doktors, Steine zu sammeln, an.

»Nun, nun! Ruhe!«, sagte der General, »hat dich die heutige Reise ermüdet, liebe Nichte?«

»Nein, nicht übermäßig«, antwortete das junge Mädchen mit unterdrücktem Gähnen. »Ich fange seit einem Monat, wo wir unterwegs sind, an, mich an die Lebensweise zu gewöhnen, die ich anfangs, wie ich gestehen muss, sehr mühselig fand.«

Der General seufzte, antwortete aber nicht. Der Doktor war mit dem Ordnen der Pflanzen und Steine, welche er im Laufe des Tages gesammelt hatte, eifrig beschäftigt.

Die Mestize flatterte wie ein Vogel im Zelt umher, indem sie die Sachen, die ihre Herrin brauchen könnte, ordnete.

Wir werden diesen Augenblick der Ruhe dazu benutzen, mit wenig Worten eine Beschreibung der jungen Dame zu geben.

Donna Luz de Bermudez war die Tochter einer jüngeren Schwester des Generals.

Sie war ein reizendes Kind von kaum sechzehn Jahren. Ihre großen, schwarzen Augen, über denen sich die dunklen Brauen wölbten, die scharf gegen die reine Weiße ihrer Stirn abstachen, waren von langen Wimpern beschattet, die ihren Glanz sittsam milderten. Ihr kleiner mit Perlenzähnen gezielter Mund wurde durch ein paar korallenrote Lippen geschlossen, ihre feine Haut zeigte den zarten Flaum reifer Früchte, und ihr bläulich schimmerndes Haar würde, wenn man die Zöpfe aufgeflochten hätte, einen Schleier über ih-

ren Körper haben bilden können.

Ihre Taille war schlank und geschmeidig, sie besaß jene wellenförmige, anmutige Bewegung, welche den Amerikanerinnen eigen ist. Ihre Hände und Füße waren außerordentlich klein, ihr Gang hatte die üppige Ungezwungenheit der Kreolinnen, die so reizend ist.

Die ganze Person dieses jungen Mädchens war aus Anmut und jeder Art von Vollkommenheit zusammengesetzt.

Sie war unwissend wie alle ihre Landsmänninnen, doch heiter und vergnügt, lachte über jede Kleinigkeit und kannte nur die angenehmste Seite des Lebens.

Aber der schönen Statue fehlte noch das eigentliche Leben, sie glich der Pandora, ehe Prometheus das himmlische Feuer für sie gestohlen, und um unseren mythologischen Vergleich noch weiter zu führen, die Liebe hatte sie noch nicht mit ihrem Flügel gestreift. Ihre Augenbrauen hatten sich noch nicht gedankenvoll zusammengezogen und ihr Herz hatte noch nicht vor Sehnsucht geschlagen.

Sie war durch die Fürsorge des Generals in einer beinahe klösterlichen Abgeschlossenheit erzogen worden und hatte diese nur verlassen, um den General auf seiner Reise in die Prärie zu begleiten.

Welchen Zweck hatte diese Reise, und warum hatte ihr Onkel durchaus darauf bestanden, sie mitzunehmen? Das kümmerte das junge Mädchen wenig.

Sie war glücklich darüber, in der Freiheit leben zu können, immer neue Gegenden zu sehen, eine im Vergleich zu ihrem früheren Leben ungebundene Existenz zu führen. Mehr verlangte sie nicht und hatte deshalb auch nie unbescheidene Fragen an ihren Onkel gerichtet.

Donna Luz war also zu der Zeit, wo wir sie kennenlernen,

ein glückliches Kind, das in den Tag hineinlebte, zufrieden mit der Gegenwart war und keineswegs an die Zukunft dachte.

Kapitän Aguilar trat mit Jupiter, der das Abendessen trug, ein.

Phöbe, das Kammermädchen, hatte den Tisch gedeckt.

Die Mahlzeit bestand aus eingemachten Früchten und einer gebratenen Hirschkeule.

Vier Personen nahmen am Tisch Platz. Der General, seine Nichte, der Kapitän und der Doktor.

Jupiter und Phöbe bedienten.

Während des ersten Ganges blieb die Unterhaltung ziemlich schlaff, doch als der Hunger der Gesellschaft einigermaßen befriedigt war, sprach das junge Mädchen den Doktor, den sie gern neckte, an.

»Haben Sie heute eine reiche Ernte gehalten, Doktor?«, fragte sie.

»Nicht gar zu reich, Señorita«, antwortete er.

»Aber«, sagte sie lachend, »die Steine waren, wie mir scheint, ziemlich zahlreich auf unserem Weg. Es hat nur an Ihnen gelegen, wenn Sie nicht eine ganze Maultierladung gesammelt haben.«

»Die Reise muss Ihnen sehr willkommen sein«, sagte der General, »sie bietet Ihnen Gelegenheit, sich Ihrer Leidenschaft für Steine und allerlei Pflanzen ungezwungen zu überlassen.«

»Ich gestehe Ihnen, General, nicht so sehr. Die Prärie ist nicht so reich, als ich dachte, und wenn ich nicht die Hoffnung hätte, eine Pflanze zu entdecken, welche die Wissenschaft fördern könnte, so würde ich mein kleines Haus in Guadeloupe, wo mein Leben so ruhig und einförmig ver-

strich, fast vermissen.«

»Bah!«, unterbrach ihn der Kapitän, »wir sind ja erst an der Grenze der Prärie, Sie werden sehen, dass, wenn wir mehr in das Innere vorgedrungen sind, Sie kaum imstande sind, alle Schätze, die Sie auf unserem Weg finden werden, einzusammeln.«

»Das wolle Gott, Kapitän«, seufzte der Gelehrte, »wenn ich nur die Pflanze finde, die ich suche, so will ich schon zufrieden sein.«

»Es ist also eine sehr kostbare Pflanze?«, fragte Donna Luz.

»Wie? Señorita«, rief der Doktor, sich ereifernd aus, »eine Pflanze, die Linné beschrieben und klassifiziert hat. Die aber seitdem niemand wiederfinden konnte, eine Pflanze, die meinen Ruf begründen würde. Und Sie können fragen, ob sie kostbar sei?«

»Was nützt sie denn?«, fragte das junge Mädchen neugierig.

»Was sie nützt?«

»Ja.«

»Nichts!«, antwortete der Gelehrte naiv.

Donna Luz schlug ein helles Gelächter auf, um dessen silberne Laute sie eine Nachtigall beneidet haben würde.

»Und das nennen Sie eine kostbare Pflanze?«

»Ja, eben wegen ihrer Seltenheit.«

»Aha ... sehr wohl!«

»Hoffen wir, wir wollen hoffen, dass Sie sie finden, Doktor«, sagte der General in begütigendem Ton. »Jupiter, rufe für den Hauptmann unseren Führer.«

Der Afroamerikaner entfernte sich und kam bald, von einem Gambusino begleitet, wieder herein.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß, vierschrötig und kräftig gebaut. Sein Gesicht hatte, ohne hässlich zu sein, etwas Abstoßendes, was sich schwer erklären ließ, seine scheuen, schielenden, tief in den Höhlen eingesunkenen Augen hatten einen wilden Ausdruck, seine niedrige Stirn, sein wolliges Haar und seine kupferfarbige Haut gaben dem Ganzen einen durchaus nicht angenehmen Charakter. Er trug die Kleidung der Waldläufer, war kalt, ruhig, von Natur äußerst schweigsam, und trug den Namen *Schwätzer*, den ihm ohne Zweifel die Indianer oder seine eigenen Gefährten aus Ironie gegeben hatten.

»Hier, mein Freund«, sagte der General zu ihm, indem er ihm ein bis an den Rand mit einer Art Branntwein, nach dem Ort, wo man ihn fabriziert Mezcal genannt, gefülltes Glas reichte. »Trink das.«

Der Jäger verneigte sich, leerte das Glas, welches beinahe eine halbe Flasche enthielt, auf einen Zug, fuhr mit dem Ärmel über seinen Schnurrbart und wartete.

»Ich wünsche, mich in einer sicheren Stellung einige Tage aufzuhalten«, sagte der General, »damit ich ohne Furcht, überfallen zu werden, gewisse Nachforschungen anstellen kann. Sind wir hier vielleicht sicher?«

Das Auge des Führers blitzte, er heftete einen glühenden Blick auf den General. »Nein«, antwortete er kurz.

»Warum?«

»Zu viel Indianer und wilde Tiere.«

»Ist dir ein passenderer Ort bekannt?«

»Ja.«

»Weit?«

»Nein.«

»In welcher Entfernung?«

»Vierzig Meilen.«

»Wie viele Tage brauchen wir, um hinzukommen?«

»Drei.«

»Gut, du wirst uns hinführen, wir werden morgen mit Tagesanbruch aufbrechen.«

»Ist das alles?«

»Das ist alles.«

»Gute Nacht.«

Daraufhin entfernte sich der Jäger.

»Das gefällt mir an *Schwätzer*, dass seine Unterhaltung nicht langweilig ist«, sagte der Kapitän lächelnd.

»Mir wäre es lieber, wenn er mehr Worte gebrauchen würde«, sagte der Doktor kopfschüttelnd, »ich misstrauere den Leuten, die stets fürchten, zu viel zu sagen, sie haben gewöhnlich etwas zu verbergen.«

Nachdem er das Zelt verlassen hatte, kehrte der Führer zu seinen Gefährten zurück, mit denen er eifrig leise sprach.

Die Nacht war herrlich. Die Reisenden hatten sich vor dem Zelt versammelt, rauchten ihre Zigarren und unterhielten sich.

Donna Luz sang eines jener reizenden Kreolenlieder, die so besonders melodios sind.

Plötzlich zeigte sich ein rötlicher Schein am Horizont, der mit jedem Augenblick größer wurde. Man vernahm einen dumpfen, unausgesetzten Ton, wie das ferne Rollen des Donners.

»Was ist das?«, rief der General aus und stand hastig auf.

»Die Prärie brennt«, antwortete *Schwätzer* ruhig.

Bei dieser, so kaltblütig erteilten Auskunft geriet alles in Aufruhr im Lager.

Man musste schleunig flüchten, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, lebendig zu verbrennen.

Einer der Gambusinos benutzte die allgemeine Verwirrung dazu, zwischen den Ballen hindurchzuschlüpfen und verschwand in der Ebene, nachdem er mit *Schwätzer* ein geheimnisvolles Zeichen gewechselt hatte.

Kapitel 5 - Die Comanchen

Treuherz und Belhumeur beobachteten die Comanchen von ihrem Versteck aus, in den dichten Zweigen der Kork-eiche.

Die Indianer verließen sich auf die Wachsamkeit ihrer Vorposten. Sie waren weit entfernt, zu vermuten, dass ihre Feinde ihnen so nahe seien und ihre geringsten Bewegungen beobachteten. Sie kauerten und lagen rings um das Feuer und aßen oder tranken mit der größten Ruhe.

Die Indianer, ungefähr fünfundzwanzig an der Zahl, waren mit ihren Büffelmänteln geschmückt und auf das Manigfaltigste und Fantastischste bemalt. Einige hatten das ganze Gesicht mit Zinnober bestrichen, andere waren ganz schwarz mit einem weißen Streifen auf jeder Wange. Sie trugen ihren Schild nebst Bogen und Pfeilen auf dem Rücken und hatten ihre Flinten neben sich. Übrigens konnte man an der großen Zahl von Wolfsschwänzen, die sie an ihren Mokassins befestigt trugen, und die hinter ihnen auf der Erde schleppten, leicht erkennen, dass sie alle ausgewählt, in ihrem Stamm angesehene Krieger waren.

In einer Entfernung von einigen Schritten lehnte Adler-

kopf regungslos an einem Baum. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt, und mit ein wenig vorgebogenem Leib schien er auf ferne, nur ihm vernehmbare Töne zu lauschen.

Adlerkopf gehörte zu den Osage und war in seiner frühesten Jugend von den Comanchen adoptiert worden, hatte aber stets die Kleidung und die Sitten seines Volkes beibehalten.

Er war ein Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren, beinahe sechs Fuß lang, seine starken Glieder, auf denen sich kräftige Muskeln abzeichneten, verrieten ungewöhnliche Kraft.

Im Gegensatz zu seinen Gefährten trug er nur eine um die Hüfte befestigte Decke, welche den Oberkörper unbedeckt ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war schön und edel, seine schwarzen, lebhaften, nahe beieinanderstehenden Augen, seine gebogene Nase sowie sein etwas großer Mund gaben ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Raubvogel. Sein Haar war, bis auf einen in der Mitte des Kopfes befindlichen Streifen, der an die Raupe eines Helmes erinnerte, und einer langen Skalpierflechte, welche auf den Nacken niederfiel und mit Adlerfedern durchflochten war, kurz geschnitten.

Sein Gesicht war mit vier verschiedenen Farben bemalt, Blau, Weiß, Schwarz und Rot. Die Wunden, welche er seinen Feinden beigebracht hatte, waren mit blauer Farbe auf seine nackte Brust gemalt. Mokassins aus ungegerbtem Hirschleder reichten ihm bis über die Knie, und zahllose Wolfsschwänze waren an seinen Fersen befestigt.

Glücklicherweise für die Jäger befanden sich die Indianer auf dem Kriegspfad und hatten daher keine Hunde bei

sich, sonst wären sie längst gewittert worden und hätten sich dem Lager nicht nähern können, ohne entdeckt zu werden.

Trotz seiner steinernen Unbeweglichkeit blitzte das Auge des Jünglings, seine Nüstern erweiterten sich, und er erhob wie unbewusst die rechte Hand, als ob er seinen Kriegern Ruhe gebieten wollte.

»Wir sind aufgespürt worden«, murmelte Treuherz mit so leiser Stimme, dass sie sein Gefährte kaum hören konnte.

»Was ist zu tun?«, fragte Belhumeur.

»Handeln«, sagte der Trapper lakonisch.

Hierauf krochen beide schweigend von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, ohne mit den Füßen den Boden zu berühren, bis zum entgegengesetzten Ende des Lagers, gerade zu der Stelle, wo die Pferde der Comanchen gefesselt standen und weideten.

Belhumeur stieg behutsam hinab und zerschnitt die Stricke, welche sie festbanden. Dann trieben sie die Pferde mit Peitschenhieben an, bis sie wiehernd und ausschlagend nach allen Richtungen auseinanderstoben.

Die Indianer erhoben sich in Unordnung und liefen ihren Pferden mit lautem Geschrei nach.

Nur Adlerkopf war, als ob er die Stelle, wo sie auf der Lauer lagen, geahnt hätte, gerade auf sie zugeschritten, indem er sich zugleich so gut wie möglich hinter den Bäumen, die auf seinem Weg standen, zu decken suchte.

Die Jäger wichen Schritt für Schritt zurück, indem sie die nächste Umgebung im Auge behielten, um nicht eingeschlossen zu werden.

Das Geschrei der Indianer verhallte in der Ferne, sie verfolgten hitzig ihre Pferde.

Der Häuptling sah sich allein zwei Feinden gegenüber.

Als er einen Baum erreichte, hinter dessen gewaltigem Stamm er hinreichende Sicherung zu finden glaubte, legte er, da ihm die Gelegenheit günstig schien und er es verschmähte, sich seiner Flinte zu bedienen, einen Pfeil auf seinen Bogen.

Doch wie groß auch seine Vorsicht und Geschicklichkeit war, so konnte er diese Bewegung doch nicht machen, ohne sich etwas bloßzustellen.

Treuherz legte seine Flinte an, der Schuss fiel, die Kugel pfiff, der Häuptling sprang mit einem Wutgeheul in die Höhe und fiel zu Boden.

Sein Arm war zerschmettert.

Beide Jäger standen schon neben ihm.

»Rühre dich nicht, Rothaut«, sagte Treuherz zu ihm, »rühre dich nicht, sonst stirbst du.«

Der Indianer blieb unbeweglich und scheinbar ruhig, doch musste er seinen Zorn gewaltsam bekämpfen.

»Ich hätte dich töten«, fuhr der Jäger fort, »ich habe es nicht gewollt. Es ist nun das zweite Mal, dass ich dir das Leben schenke, Häuptling, es wird auch das letzte Mal sein. Lass dich nicht wieder auf meinem Weg treffen, und besonders stiehl mir meine Biberfallen nicht wieder, oder ich schwöre dir, dass du keine Gnade wieder bei mir finden sollst.« »Adlerkopf ist ein bei seinem Stamm angesehener Häuptling«, antwortete der Indianer stolz, »er fürchtet nicht den Tod, der weiße Jäger kann ihn umbringen, er wird keine Klage von ihm hören.«

»Nein, Häuptling, ich werde dich nicht töten, mein Gott verbietet, ohne Not Menschenblut zu vergießen.«

»Ach!«, erwiderte der Indianer mit ironischem Lächeln,

»ist mein Bruder Missionar geworden?«

»Nein, ich bin ein ehrlicher Trapper, ich will dich nicht umbringen.«

»Mein weißer Bruder hat Gefühle wie ein altes Weib«, erwiderte der Indianer, »Rehunutah verzeiht nicht, er rächt sich.«

»Das kannst du halten, wie du willst, Häuptling«, antwortete der Jäger und zuckte die Achseln, »ich habe nicht die Absicht, deine Natur umwandeln zu wollen, ich habe dich nur gewarnt. Lebe wohl.«

»Und möge dich der Teufel holen«, fügte Belhumeur hinzu und stieß ihn verächtlich mit dem Fuß.

Der Häuptling schien auch dieser neuen Beleidigung gegenüber gleichgültig zu bleiben, er zog die Brauen zwar zusammen, rührte sich aber nicht, verfolgte jedoch seine beiden Feinde, die, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, im Wald verschwanden, mit einem gehässigen Blick.

»Treuherz«, sagte Belhumeur nachdenklich, »du hast unrecht gehabt, du hättest ihn töten sollen.«

»Bah! Warum das?«, fragte der Jäger sorglos.

»Cascaras! Warum? Ganz einfach, weil dann ein Ungeziefer weniger in der Prärie gelebt hätte.«

»Es gibt derer so viele«, sagte der andere, »dass eins mehr nicht viel zu sagen hat.«

»Das ist wahr!«, antwortete Belhumeur mit Überzeugung, »wo gehen wir nun hin?«

»Caramba! Unsere Fallen suchen. Meinst du, dass ich sie im Stich lassen will?«

»Wahrhaftig! Das ist ein guter Einfall!«

Die Jäger schlugen in der Tat den Weg zum Lager ein, aber nach indianischer Art, indem sie zahllose Umwege

machten, welche dazu dienen sollten, die Comanchen irrezuführen.

Nach zwanzig Minuten erreichten sie das Lager. Die Indianer waren noch nicht zurückgekehrt, konnten jedoch aller Wahrscheinlichkeit jeden Augenblick wiederkommen. Ihr ganzes Gepäck lag verstreut umher. Zwei bis drei Pferde, die keine Lust gehabt hatten, davonzulaufen, fraßen friedlich ihre Erbsenranken.

Die Jäger suchten ohne Zeitverlust ihre Biberfallen zusammen, von denen jeder fünf auflud. Danach eilten sie zu der Höhle, wo sie ihre Pferde untergebracht hatten, zurück.

Die beiden Männer schritten trotz der ziemlich schweren Last, die sie trugen, mit leichten Schritten vorwärts. Sie waren sehr zufrieden mit dem Erfolg ihres Unternehmens und lachten vorzüglich über den Streich, den sie den Indianern gespielt hatten.

Sie wanderten ziemlich lange so fort. Schon hörten sie das dumpfe Gemurmel des Baches in geringer Entfernung, als plötzlich das Wiehern eines Pferdes an ihre Ohren drang.

»Man verfolgt uns«, bemerkte Treuherz stillstehend.

»Hm!«, sagte Belhumeur, »vielleicht ist es ein Wildpferd.«

»Nein, ein wildes Pferd wiehert nicht auf solche Weise, es sind die Comanchen. Wir werden es übrigens gleich erfahren« fügte er hinzu.

Hierauf legte er sich auf die Erde, drückte das Ohr an den Boden und lauschte.

Er stand bald wieder auf.

»Ich wusste es wohl«, sagte er, »es sind die Comanchen, aber sie verfolgen keine bestimmte Fährte, sie zaudern.«

»Vielleicht hindert sie die Wunde Adlerkopfs.«

»Das ist möglich! Oh! Oh! Trauen sie sich denn zu, uns

einholen zu können, wenn wir ihnen entkommen wollen?«

»Ja, wenn wir nicht beladen wären, ging es leicht genug.«

Treuherz überlegte einen Augenblick. »Komm«, sagte er, »wir haben eine halbe Stunde Vorsprung, das ist mehr als wir brauchen.«

In geringer Entfernung floss ein Bach, der Jäger betrat das Bett desselben mit seinem Begleiter, der allen seinen Bewegungen folgte.

Als sie sich in der Mitte der Strömung befanden, wickelte Treuherz die Fallen sorgfältig in ein Büffelfell, damit sie nicht von der Feuchtigkeit beschädigt könnten, und versenkte sie dann auf den Grund des Wassers. Nachdem sie dies vollbracht hatten, gingen die Jäger an das andere Ufer und legten eine falsche, ungefähr zweihundert Schritt lange Fährte an, worauf sie vorsichtig zurückkehrten, um keine Spuren zu hinterlassen, die ihre Rückkehr verraten hätten. Sie gingen in den Wald zurück, nachdem sie mit einem Wink ihre Hunde zu den Pferden zurückgeschickt hatten.

Die klugen Tiere liefen schnell davon und waren bald in der Dunkelheit verschwunden.

Der Entschluss, sich von den Hunden zu trennen, diente ihnen dazu, die Indianer irrezuführen, die nicht verfehlen würden, die, von den Jagdhunden im hohen Graf hinterlassene, leichte Spur zu verfolgen.

Als sie erst wieder im Wald waren, kletterten die Jäger auf einen Baum und bewegten sich zwischen den Baumkronen weiter fort. Dies ist eine Art zu reisen, welche in jenen Gegenden, wo es wegen der Verschlingung der Lianen und der Bäume, oft unmöglich ist, sich ohne Hilfe des Beiles einen Weg zu bahnen, weit gebräuchlicher ist, als man es in Europa glaubt.

Man kann, indem man von einem Ast zum anderen klettert, meilenweit wandern, ohne den Boden zu berühren. Auf diese Weise gingen sie ihren Feinden entgegen, deren Schritte immer näher und näher kamen und die bald unter ihnen sichtbar wurden, wie sie in indianischer Reihe marschierten, nämlich einer hinter dem anderen, dessen Spur er genau folgt.

Adlerkopf kam zuerst. Er lag wegen seiner Wunde halb auf seinem Pferd, doch war er in der Verfolgung seiner Feinde eifriger als je zuvor.

Als die Comanchen auf gleicher Höhe mit den Jägern waren, verbargen sich Letztere mit angehaltenem Atem unter dem Laub. Der geringste Umstand konnte ihre Nähe verraten.

Die Indianer zogen vorüber, ohne sie zu sehen.

Die Jäger traten ihre Reise wieder an.

»Puh!«, sagte Belhumeur nach einiger Zeit, »diesmal, glaube ich, sind wir sie los.«

»Wir wollen nur nicht zu zeitig triumphieren, sondern uns so schnell wie möglich entfernen. Diese Satane von Rothäuten sind schlau, sie werden unsere List bald durchschauen.«

»Zum Henker«, rief Belhumeur plötzlich aus, »ich habe mein Messer herunterfallen lassen, ich weiß nur nicht wo. Wenn die Schufte es finden, so sind wir verloren.«

»Sehr wahrscheinlich«, murmelte Treuherz, »um so mehr dürfen wir keine Zeit verlieren.«

Indessen fing es im Wald an, der bis jetzt ganz still gewesen war, dumpf zu dröhnen. Die Vögel flogen mit Geschrei erschrocken umher, und im Dickicht hörte man die trockenen Zweige unter dem eiligen Schritte wilder Tiere kra-

chen.

»Was geht denn da vor?«, fragte Treuherz innehaltend und sah sich besorgt um, »der Wald ist wie vom Schwindel erfasst.«

Die beiden Jäger schwangen sich auf den Gipfel des Baumes, auf welchem sie sich befanden, und welcher zufällig einer der höchsten im Wald war.

Kaum eine Meile von dem Ort, wo sie waren, entfernt, flammte eine ungeheure Glut am Himmel auf, welche mit jedem Augenblick stieg und sich ihnen rasch näherte.

»Tod und Teufel«, rief Belhumeur aus, »die Comanchen haben die Prärie in Brand gesteckt.«

»Ja, und dieses Mal, glaube ich, dass wir, wie du sagtest, verloren sind«, antwortete Treuherz kaltblütig.

»Was ist zu tun?«, fragte der Kanadier, »in wenigen Augenblicken werden wir eingeschlossen sein.«

Treuherz dachte ernsthaft nach. Nach einigen Sekunden hob er den Kopf, ein triumphierendes Lächeln umspielte seine Lippen. »Sie haben uns noch nicht«, sagte er. »Folge mir, Bruder, ich will meine Mutter wiedersehen«, fügte er leise hinzu.

Kapitel 6 - Der Retter

Um dem Leser die Lage unserer zwei Jäger recht anschaulich zu machen, sehen wir uns genötigt, zu dem Häuptling der Comanchen zurückzukehren.

Kaum hatte Adlerkopf seine Feinde unter den Bäumen verschwinden sehen, als er behutsam aufstand, sich vor-

beugte und horchte, um sicher zu sein, dass sie sich wirklich entfernt hätten. Sobald er sich darüber Gewissheit verschafft hatte, riss er ein Stück seiner Decke ab, mit welchem er den verwundeten Arm so gut wie möglich verband. Trotz seiner durch den Blutverlust verursachten Schwäche und der heftigen Schmerzen, welche er empfand, folgte er entschlossen der Spur der Jäger.

Er folgte ihnen ungesehen bis an die Grenze des Lagers. Dort war er, hinter einem Ebenholzbaum versteckt, Zeuge der von den Jägern angestellten Nachforschungen nach ihren Fallen, so wie er, kochend vor Wut, doch ohne es verhindern zu können, zusehen musste, wie sie sich mit ihrem Eigentum, nach dem sie es gefunden hatten, wieder entfernten.

Obgleich die Hunde, welche die Jäger bei sich hatten, ausgezeichnete Tiere und darauf abgerichtet waren, die Indianer schon in weiter Entfernung zu wittern, so musste es sich doch zufällig treffen, dass sie sich gierig über die verstreuten Reste der Mahlzeit der Rothäute herstürzten und ihre Herren auch nicht daran dachten, sie zur Wachsamkeit anzuhalten, wodurch wahrscheinlich das Leben des Häuptlings der Comanchen gerettet wurde.

Die Comanchen kehrten endlich, als es ihnen nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen war, ihre Pferde wieder zu finden, in ihr Lager zurück.

Sie waren eben so erstaunt als entrüstet, als sie ihren Anführer verwundet fanden, und Adlerkopf benutzte diese Stimmung, um sie von Neuem zur Verfolgung der Jäger anzutreiben, welche durch die Fallen, die sie trugen, aufgehalten, nicht weit entfernt sein konnten und unfehlbar bald in ihre Hände fallen mussten.

Sie waren nur kurze Zeit durch die List von Treuherz getäuscht worden und hatten sehr bald auf den ersten Bäumen des Waldes die Spuren der Gegenwart ihrer Feinde entdeckt.

Dort war es, wo Adlerkopf der sich schämte, von zwei entschlossenen Männern, deren größere List alle seine Berechnungen täuschte, in Schach gehalten worden zu sein, beschloss, sie ein für alle Mal zu vernichten und den teuflischen Einfall, den Wald in Brand zu stecken, zur Ausführung brachte. Auf diesem Weg hoffte er, seine gefährlichen Feinde mit Gewissheit in seine Hände zu bekommen.

Er ließ daher seine Krieger in verschiedene Richtungen auseinandergehen, bis sie einen großen Kreis bildeten, worauf er das hohe Gras an mehren Stellen zugleich in Brand zu stecken befahl.

Der Einfall war, obgleich grausam und der wilden Krieger, die ihn ausführten, ganz würdig, doch gut. Die Jäger würden sich, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten, aus dem Feuernetz, welches sie umgab, zu entkommen, wider ihren Willen genötigt sehen, sich ihren wilden Feinden zu ergeben, wenn sie nicht lebendig verbrennen wollten.

Adlerkopf hatte alles berechnet, alles bedacht, außer den einfachsten und leichtesten Ausweg, der zugleich die einzige Rettung bot, welche Treuherz übrig blieb. Wie schon erwähnt, hatten sich die Krieger verstreut und an mehreren Orten zugleich Feuer gelegt. In der vorgerückten Jahreszeit, wo die Pflanzen und Gräser von den glühenden Strahlen der Sommersonne verdorrt sind und sich augenblicklich entzünden, hatte sich das Feuer in alle Richtungen und mit reißender Schnelligkeit verbreitet.

Doch nicht schnell genug, um nicht einige Zeit zu brau-

chen, ehe es zusammenfloss.

Treuherz hatte nicht lange überlegt. Während die Indianer wie Teufel die flammende Mauer, welche sie um ihre Feinde gezogen hatten, mit Jubelgeschrei umkreisten, hatte sich der Jäger, von seinem Freund gefolgt, in vollem Lauf zwischen zwei Feuerwände geworfen, welche rechts und links zischend auf ihn loskamen und sich zugleich unter seinen Füßen und über seinem Kopf zu vereinigen drohten. Die kühnen Abenteurer hatten mitten unter verkohlten Bäumen, welche krachend umstürzten, von dichten Rauchwolken umgeben, die sie zu ersticken drohten und beinahe blind machten, unter einem feurigen Regen von sprühenden Funken, die von allen Seiten auf sie herabfielen, den unheilvollen Ort verlassen, in welchem die Indianer sie für ewig begraben glaubten, und waren, von nur leichten Brandwunden getroffen, schon weit entfernt, als diese sich noch über das Gelingen ihrer List Glück wünschten.

Indessen stieg das Feuer zu einer gewaltigen Höhe, und der Wald wand sich unter der glühenden Umarmung. Die Prärie war ein Flammenmeer, in dessen Mitte die wilden Tiere, welche die Katastrophe aus ihren Verstecken vertrieben, toll vor Schrecken umherliefen.

Der Himmel färbte sich blutig rot und ein heftiger Sturm jagte die Flammen und den Rauch vor sich her.

Die Indianer waren selbst über ihr Werk erschrocken, als sie ganze Berge, wie unheimliche Leuchttürme um sich her flammen sahen, die Erde glühen fühlten und das wilde Gebrüll der Verzweiflung vernahmen, welches ungeheure Herden von Büffeln, unter deren rasender Flucht der Boden erzitterte, ausstießen, und welches die tapfersten Männer mit Schrecken erfüllte.

Im Lager der Mexikaner war alles in größter Verwirrung. Der Lärm und die Unordnung waren fürchterlich, die Pferde hatten ihre Fesseln zerrissen und jagten in alle Richtungen davon, die Männer griffen nach ihren Waffen und ihrer Munition, wieder andere schleppten Ballen und Sättel davon. Jeder schrie, fluchte, gab Befehle, alle liefen im Lager umher, wie von Schwindel erfasst.

Das Feuer rückte majestätisch heran, verschlang alles auf seinem Weg und jagte eine unabsehbare Menge von Tieren aller Art vor sich her, welche von dem Element auf jedem Schritt erreicht mit schrecklichem Geheul davonsprangen.

Schon lag dicker Rauch, aus welchem Funken sprühten, über dem Lager der Mexikaner, noch zwanzig Minuten, und sie waren verloren.

Der General hielt seine Nichte in den Armen und befragte die Führer vergeblich um ein Mittel, der drohenden Gefahr zu entgehen.

Aber die Männer hatten, von der Nähe der Gefahr entsetzt, alle Geistesgegenwart verloren.

Was sollte man auch für ein Mittel ergreifen? Die Flammen bildeten einen ungeheuren Kreis, in dessen Mitte sich das Lager befand.

Indessen hatte sich der heftige Wind, der bis dahin das Feuer anfachte und beflügelte, plötzlich gelegt.

Die Luft war unbeweglich.

Der Fortschritt des Feuers wurde aufgehalten.

Die Vorsehung gönnte den Unglücklichen noch einige Minuten Frist.

In diesem Augenblick bot das Lager einen seltsamen Anblick.

Diese vom Schrecken überwältigten Männer hatten sogar

den Instinkt der Selbsterhaltung verloren.

Die Lanceros beichteten einander gegenseitig.

Die Führer waren in finstere Verzweiflung versunken.

Der General klagte den Himmel wegen seines Unglücks an.

Der Doktor bedauerte nur, dass er nun die Pflanze nicht würde entdecken können. Jede andere Rücksicht musste vor dieser einen weichen.

Donna Luz kniete mit gefalteten Händen auf der Erde und betete inbrünstig.

Das Feuer kam mit seinem Vortrab von wilden Tieren immer näher.

»Ach!«, rief der General und schüttelte den Arm des Führers heftig, »willst du uns denn verbrennen lassen, ohne einen Versuch zu machen, uns zu retten?«

»Was können wir gegen Gott tun?«, antwortete Schwätzer gleichmütig.

»Gibt es denn kein Mittel, uns vor dem Tod zu schützen?«

»Keines.«

»Es gibt eins!«, rief ein Mann, der mit halb verbranntem Haar und Gesicht in das Lager stürzte, indem er von einem anderen gefolgt über die Ballen kletterte.

»Wer sind Sie?«, rief der General aus.

»Gleichviel«, antwortete der Fremde trocken, »ich komme, Sie zu retten! Mein Gefährte und ich waren in Sicherheit. Wir haben uns unsäglichen Gefahren ausgesetzt, um Sie zu retten, das sei Ihnen genug. Ihr Heil ist in Ihren Händen, Sie müssen nur wollen.«

»Befehlen Sie«, antwortete der General, »ich werde der Erste sein, der das Beispiel des Gehorsams gibt.«

»Sie haben wohl keine Führer bei sich?«

»Ja wohl!«, erwiderte der General.

»Dann sind es Verräter ober Memmen, denn das Mittel, welches ich anwenden werde, ist allen in der Prärie bekannt.«

Der General warf Schwätzer, der bei der unerwarteten Ankunft der beiden Unbekannten unwillkürlich zusammengeschreckt war, einen misstrauischen Blick zu.

»Dies ist übrigens«, fuhr der Jäger fort, »eine Sache, die Sie später mit ihnen ausmachen können, jetzt handelt es sich nicht darum.«

Die Mexikaner hatten beim Anblick dieses entschlossenen Mannes mit der kurzen, bestimmten Rede instinktmäßig geahnt, dass ein Retter nahe. Ihr Mut war mit der Hoffnung zurückgekehrt, und sie waren bereitwillig, seinen Befehlen schnell zu gehorchen.

»Beeilt euch«, sagte der Jäger, »alles Gras, welches das Lager umgibt, auszureißen.«

Ein jeder ging ans Werk.

»Wir«, fuhr der Fremde, zum General gewendet, fort, »wollen nasse Decken nehmen und sie vor den Ballen ausbreiten.«

Der General, der Doktor und der Kapitän führten, vom Jäger geleitet, aus, was er angeordnet hatte, während sein Gefährte die Pferde und Maultiere mit dem Lasso einfing, und sie in der Mitte des Lagers fesselte.

»Beeilt euch! Beeilt euch!«, rief der Jäger beständig, »das Feuer erreicht uns!«

Alle arbeiteten mit verdoppeltem Eifer.

Bald war eine große Fläche Gras beseitigt worden. Donna Luz betrachtete mit Bewunderung den seltsamen Mann,

der auf wunderbare Weise plötzlich erschienen war und inmitten der grässlichen Gefahr, in welcher sie sich befanden, so ruhig und gefasst aussah, als ob er die Macht besäße, dem fürchterlichen Element zu gebieten, welches mit Riesenschritten auf sie eindrang.

Das junge Mädchen konnte die Blicke nicht von ihm wenden. Unwillkürlich fühlte sie sich zu dem unbekanntem Retter hingezogen, dessen Stimme, Bewegungen, ganze Erscheinung überhaupt sie überwältigte.

Als die Pflanzen und das Gras mit der fieberhaften Hast ausgerissen waren, welche Menschen, die sich in Lebensgefahr befinden, in allem zeigen, was sie tun, lächelte der Jäger sanft.

»Nun«, sagte er zu den Mexikanern gewendet, »das Übrige ist die Sache meines Freundes und die meine, überlasst es uns. Ihr wickelt euch sorgfältig in nasse Decken.«

Alle folgten seinem Rat.

Der Fremde warf einen Blick um sich, dann schritt er, nachdem er seinem Gefährten ein Zeichen gegeben hatte, dem Feuer entgegen.

»Ich verlasse Sie nicht«, sagte der General teilnehmend.

»Kommen Sie«, antwortete der Fremde kurz.

Als sie die Grenze des Platzes erreichten, wo das Gras ausgerissen worden war, schob der Jäger mit dem Fuß einen Haufen Pflanzen und dürres Holz zusammen, streute ein wenig Pulver darauf und zündete es an.

»Was machen Sie da?«, rief der General entsetzt.

»Ich bekämpfe, wie Sie sehen, das Feuer mit Feuer«, antwortete der Jäger einfach.

Sein Gefährte hatte in entgegengesetzter Richtung dasselbe getan.

Ein Flammenmeer erhob sich bald darauf, und während einiger Minuten war das Lager fast ganz von den zusammenschlagenden Flammen überwölbt.

Es folgte eine Viertelstunde furchtbarer Angst und gespannter Erwartung.

Nach und nach sank die Glut, die Luft wurde reiner, der Rauch verlor sich, das Tosen der Feuersbrunst wurde schwächer.

Endlich konnte man das fürchterliche Chaos überblicken.

Ein Seufzer der Erlösung entrang sich jeder Brust.

Das Lager war gerettet.

Das Toben der Feuersbrunst wurde immer schwächer, und sie wendete, von dem Jäger besiegt, ihren verheerenden Lauf in eine andere Richtung.

Jeder eilte auf den Fremden zu, um ihm zu danken.

»Sie haben das Leben meiner Nichte gerettet«, sagte der General mit Wärme, »wie soll ich Ihnen jemals lohnen?«

»Sie sind mir nichts schuldig, Herr«, antwortete der Jäger mit edler Einfachheit, »in der Prärie sind alle Menschen Brüder, ich habe nur meine Pflicht getan, als ich Ihnen zu Hilfe eilte.«

Als der erste Jubel vorüber und wieder etwas Ordnung im Lager eingetreten war, suchte jeder die Ruhe, welche nach der fürchterlichen Aufregung der Nacht ein dringendes Bedürfnis geworden war.

Die beiden Fremdlinge, welche die Freundschaftsbezeugungen, die ihnen der General in seinem Entzücken entgegenbrachte, fortwährend bescheiden, aber entschieden abgelehnt hatten, warfen sich nachlässig auf die Ballen, um einige Stunden zu ruhen.

Kurz vor Sonnenaufgang standen sie auf.

»Der Boden muh ausgekühlt sein«, sagte der Eine, »lass uns aufbrechen, ehe diese Leute aufwachen, sonst würden sie uns vielleicht nicht so fortlassen.«

»Gehen wir«, sagte der andere kurz.

In dem Augenblick, als sie die Grenze des Lagers überschritten hatten, legte sich eine leichte Hand auf die Schulter des Ersten, er wandte sich um.

Donna Luz stand vor ihm.

Beide Männer blieben stehen und grüßten das junge Mädchen ehrfurchtsvoll.

»Sie verlassen uns«, sagte sie mit sanfter melodischer Stimme.

»Wir müssen, Señorita«, antwortete einer der Jäger.

»Ich verstehe«, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, »nun, da Sie uns gerettet haben, haben Sie hier nichts mehr zu tun, nicht wahr?«

Die Männer verneigten sich, ohne zu antworten.

»Gewähren Sie mir eine Bitte«, sagte sie.

»Reden Sie, Señora.«

Sie nahm ein kleines Diamantkreuz von ihrem Hals.

»Nehmen Sie dies, zu meinem Andenken.«

Der Jäger zögerte.

»Ich bitte Sie darum«, murmelte sie mit bewegter Stimme.

»Ich nehme es an, Señora«, sagte der Jäger gerührt und hing das Kreuz neben sein Skapulier auf die Brust, »ich füge diesen zweiten Talisman zu dem ersten, den ich von meiner Mutter habe.«

»Danke«, sagte das junge Mädchen freudig, »und nun noch ein Wort!«

»Sprechen Sie.«

»Wie heißen Sie?«

»Mein Gefährte heißt Belhumeur.«

»Aber Sie?«

»Treuherz«

Nachdem sie sich zum Abschied nochmals verneigt hatten, entfernten sich die beiden Jäger schnell und waren bald in der Dunkelheit verschwunden.

Donna Luz folgte ihnen mit den Augen, solange sie sie sehen konnte, dann kehrte sie langsam und nachdenklich zu ihrem Zelt zurück und murmelte leise vor sich hin.

»Treuherz! ... oh, ich werde mich daran erinnern.«

Kapitel 7 - Der Überfall

Die Vereinigten Staaten haben von England ein System der Verdrängung und beständigen Usurpation geerbt, welches einer der Hauptzüge im britischen Charakter ist.

Kaum war die Unabhängigkeit Nordamerikas proklamiert worden und der Frieden mit dem früheren Mutterlande wieder hergestellt, als jene Männer, welche so laut gegen die Tyrannei und Bedrückung eiferten und sich gegen die Eingriffe in ihre Menschenrechte, denen sie, wie sie sagten, sie zum Opfer gefallen waren, wehrten, mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit, welche sie ihrer Abstammung verdanken, eine Jagd auf die Indianer organisierten. Nicht allein in ihrem großen Land wollten sie herrschen, sondern, unzufrieden mit dem weiten Gebiet, welches urbar zu machen und zu verwerten, die Bevölkerung trotz ihres Fleißes nicht hinreicht, wollten sie sich beider Ozeane bemächtigen, indem sie die Stämme der Eingeborenen von

allen Seiten einschließen und zurückdrängen, bis sie, nach der bitteren, trostlosen Prophezeiung eines alten Indianerhäuptlings, noch vor lauter Treulosigkeit und Hinterlist im Stillen Ozean ertrinken werden.

In den Vereinigten Staaten, über deren Ruf der Vortrefflichkeit man anfängt, die Meinung bedeutend zu ändern, die aber viele, entweder falsch unterrichtete oder eigensinnige Leute noch immer als den klassischen Boden der Freiheit zu schildern lieben, findet man die abscheuliche Anomalie, wie zwei Völkerschaften zum Vorteil einer dritten beraubt werden, welche Letztere sich auch noch das Recht über Lebens und Tod anmaßt und ihre Opfer nur wie ein Schlachtthier betrachtet.

Diese beiden, das Interesse aller Aufgeklärten und der wahren Freunde des Menschengeschlechts würdigen Völker, sind die schwarze und rote Bevölkerung.

Auf der anderen Seite ist es wahr, dass die Vereinigten Staaten, um zu zeigen, in welchem Grad sie menschenfreundlich gesinnt sind, seit dem Jahr 1795 einen Friedens- und Freundschaftsbund mit den Raubstaaten geschlossen haben, welche ihnen bedeutend größere Vorteile boten, als der Malteserorden, der gleichfalls mit ihnen unterhandeln wollte.

Dieses Bündnis ist von den Regierungen von Algier und Tripolis bestätigt und es heißt darin ausdrücklich: »Die Regierung der Vereinigten Staaten ist in keiner Weise auf die christliche Religion begründet.«

Denjenigen, denen dies ein wenig zu arg vorkommen könnte, antworten wir, dass es logisch ist, und dass die Amerikaner, was die Gottheit anbetrifft, nur einen Gott kennen, den Gott Dollar, welcher von den Seeräubern aller

Länder stets als der Einzige verehrt worden ist.

Man sehe selbst, was daraus folgen muss.

Die Squatter, jene land- und heimatlosen Menschen, die weder Recht noch Gesetz kennen, die von allen Völkern verleugnet werden, und die der Abschaum und die Schmach der nordamerikanischen Bevölkerung sind, rücken unablässig nach Westen vor, und suchen durch immer neue Ansiedlungen die Indianerstämme aus ihrem letzten Zufluchtsorte zu vertreiben.

Nach den Squattern rücken fünf bis sechs Soldaten, ein Tambour, ein Trompeter und irgendein Offizier, der eine Fahne mit einem Sternenbanner trägt, ein.

Die Soldaten errichten mithilfe einiger Baumstämme ein Fort, pflanzen die Fahne auf diesem auf und erklären, dass die Grenzen der Vereinigten Staaten sich so weit erstrecken.

Nun werden einige Hütten in der Umgebung der Feste erbaut, in welchen sich ein Volk von Bastarden, eine heterogene Mischung von Weißen, Schwarzen, Roten, Kupferfarbigen usw. niederlassen, und damit ist eine neue Stadt gegründet, welcher man einen wohlklingenden Namen, wie Utika oder Syrakus, Rom oder Karthago, gibt. Einige Jahre später, wenn die Stadt zwei bis drei steinerne Häuser zählt, wird sie von Rechts wegen zur Hauptstadt eines neuen Staates erhoben, welcher noch gar nicht existiert.

Auf diese Weise wird in jenem Land verfahren, und das ist, wie man sieht, sehr einfach.

Einige Tage nach den Ereignissen, welche wir im vorhergehenden Kapitel erzählt haben, ereignete sich eine seltsame Szene in einer, seit kaum zwei Jahren errichteten Besetzung, welche an den Ufern des Canadian an einem reizenden

den Punkt am Fuß eines grünen Hügels lag.

Diese Besetzung bestand aus ungefähr zwanzig Hütten, welche unter dem Schutz eines unbedeutenden, mit vier kleinen Kanonen versehenen Forts, welche den Lauf des Flusses beherrschten, unregelmäßig nebeneinanderlagen.

Das noch so junge Dorf hatte, dank der außerordentlichen amerikanischen Tätigkeit, schon die Wichtigkeit einer Stadt erlangt. Zwei Wirtshäuser waren mit Trinkern überfüllt, drei Kirchen dienten eben so viel verschiedenen Sekten für ihre Versammlungen.

Die Einwohner gingen hier und da herum und hatten das gedankenvolle Ansehen von Leuten, welche ernstlich arbeiten und ihre Geschäfte besorgen.

Zahlreiche Kähne befuhren den Fluss, und Wagen mit Waren beladen, strebten in allen Richtungen, ächzten auf ihren rostigen Achsen und zogen tiefe Furchen in den Boden.

Aber trotz dieser Geschäftigkeit, oder vielleicht wegen dieser, konnte man leicht sehen, dass eine große Unruhe in dem Dorf herrsche.

Die Einwohner fragten sich untereinander, man versammelte sich auf den Türschwellen, und mehrere, auf kräftigen Pferden reitende Männer eilten als Boten in allen Richtungen, nachdem sie die Befehle des Captains, der im Fort kommandierte, entgegen genommen hatten. Dieser wandelte in voller Uniform, mit einem Fernrohr in der Hand und die Arme auf den Rücken gekreuzt, mit großen Schritten auf den Wällen der kleinen Feste auf und ab.

Nach und nach kehrten die Kähne an das Ufer zurück, die Wagen wurden abgespannt, die Zugtiere in Korralle eingepfercht, und die ganze Bevölkerung versammelte sich auf

dem Marktplatz des Dorfes.

Die Sonne sank schnell am Horizont, die Nacht musste bald einbrechen, die in die Umgegend ausgesandten Reiter waren alle zurückgekehrt.

»Wie ihr seht«, sagte der Captain zu den versammelten Einwohnern, »haben wir nichts zu befürchten, es war ein falscher Alarm, ihr könnt friedlich in eure Wohnungen zurückkehren. Man hat im Umkreis von 20 Meilen keine Indianer gesichtet.«

»Hm!«, meinte ein alter Jäger, ein Mestize, auf seine Flinte gelehnt, »die Indianer brauchen nicht lange, um zwanzig Meilen zurückzulegen.«

»Das kann sein, Weißauge«, antwortete der Kommandant, »aber sei versichert, dass ich nur zu dem Zweck so gehandelt habe, um die Einwohnerschaft zu beruhigen. Die Indianer werden nicht wagen, sich zu rächen.«

»Die Indianer rächen sich stets, Captain«, sagte der alte Jäger mit Überzeugung.

»Du hast zu viel Whiskey getrunken, Weißauge. Er ist dir in den Kopf gestiegen und du träumst mit offenen Augen.«

»Wollte Gott, dass Sie recht hätten, Captain. Aber ich habe mein ganzes Leben in den neuen Ansiedelungen zugebracht. Ich kenne die Sitten der Rothäute, während Sie erst seit zwei Jahren an der Grenze sind.«

»Das ist hinreichend«, unterbrach ihn der Captain peremptorisch.

»Aber die Indianer sind, mit Ihrer Erlaubnis, Menschen, und die beiden Comanchen, welche gegen alles Menschenrecht hinterlistig ermordet worden sind, waren in ihrem Stamm angesehene Krieger.«

»Weißauge, du hast gemischtes Blut, du hängst den Rot-

häuten noch zu sehr an«, sagte der Captain ironisch.

»Die Rothäute«, antwortete der Jäger stolz, »sind ehrlich. Sie morden nicht aus reinem Gefallen am Blutvergießen, wie Sie es vor vier Tagen an den beiden Kriegern getan haben, die harmlos in ihren Kähnen vorüberfuhren, und an denen Sie, wie Sie sagten, eine neue Flinte, die Sie aus Acropolis erhalten hatten, ausprobieren wollten.«

»Schon gut! Genug! Verschone mich mit deinen Bemerkungen, Weißauge, du hast mir keine Lehren zu erteilen.«

Der Jäger verbeugte sich linkisch, warf seine Flinte über die Schulter und entfernte sich, indem er murmelte: »Gleichviel, das vergossene Blut schreit nach Rache. Die Rothäute sind Menschen, sie werden das Verbrechen nicht ungerächt lassen.«

Der Captain kehrte in das Fort zurück. Er war von dem, was ihm der Mestize gesagt hatte, sichtlich verstimmt. Die Einwohner gingen auseinander, nachdem sie sich eine gute Nacht gewünscht hatten, und schlossen sich mit der Sorglosigkeit, die denjenigen Menschen, welche daran gewöhnt sind, ihr Leben jeden Augenblick zu wagen, eigen ist, in ihre Häuser ein.

Eine Stunde später war die Nacht vollständig hereingebrochen. Das Dorf, dessen Einwohner, von der harten Arbeit des Tages ermüdet, sorglos ruhten, war von dicker Finsternis umgeben.

Die am Ende des Tages von dem Captain ausgesandten Boten hatten ihre Pflicht schlecht erfüllt oder waren an die List der Indianer noch nicht gewöhnt, sonst würden sie durch ihre Berichte den Ansiedlern nicht ein trügerisches Vertrauen eingeflößt haben.

Kaum eine Meile vom Dorf entfernt warteten unter dich-

tem Gestrüpp und den ineinander geflochtenen Zweigen der Bäume des Waldes, dessen Rand durch das unermüdliche Beil der Ansiedler bereits gelichtet war, verborgen zweihundert Comanchen-Krieger vom Stamm der Schlange, welche von mehreren angesehenen Häuptlingen angeführt wurden, unter denen sich auch Adlerkopf befand, der, obgleich verwundet, an dem Überfall hatte teilnehmen wollen. Sie harrten mit der Geduld der Indianer, die durch Nichts abgeschreckt werden kann, auf den günstigen Augenblick, um sich wegen der ihnen zugefügten Beleidigung blutig zu rächen.

Auf diese Weise verstrichen mehre Stunden, ohne dass das geringste Geräusch das Schweigen der Nacht unterbrochen hätte.

Die Indianer warteten, unbeweglich wie eiserne Statuen, ohne die geringste Ungeduld zu zeigen.

Gegen elf Uhr ging der Mond auf und erhellte die Landschaft mit silbernem Schein.

Zur gleichen Zeit vernahm man zweimal hintereinander das Geheul eines Hundes.

Hierauf verließ Adlerkopf den Baum, hinter dem er sich verborgen gehalten hatte, und begann mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit in Richtung des Dorfes zu kriechen.

Als er den Rand des Waldes erreicht hatte, hielt er inne und ahmte, nachdem er einen forschenden Blick um sich geworfen hatte, das Wiehern eines Pferdes mit solcher Vollkommenheit nach, dass zwei Pferde aus dem Dorf ihm darauf antworteten.

Nach einigen Augenblicken des Wartens vernahm das geübte Ohr des Häuptlings ein beinahe unhörbares Geräusch

im Laub. In geringer Entfernung ließ sich das tiefe Gebrüll eines Ochsens vernehmen. Daraufhin richtete sich der Häuptling auf und wartete.

Zwei Sekunden später trat ein Mann zu ihm. Dieser Mann war Weißauge, der alte Jäger.

Ein unheimliches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen.

»Was machen die Weihen?«, fragte der Häuptling.

»Sie schlafen«, antwortete der Mestize.

»Wird mein Bruder sie mir ausliefern?«

»Eine Hand wäscht die andere.«

»Ein Häuptling hat nur ein Wort. Die bleiche Frau und der Graukopf?«

»Sind hier.«

»Werden sie mir gehören?«

»Alle Bewohner des Dorfes sollen meinem Bruder übergeben werden.«

»Oeh! Der Jäger ist nicht gekommen?«

»Noch nicht.«

»Er wird zu spät kommen.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Was sagt mein Bruder setzt?«

»Wo ist das, was ich vom Häuptling verlangt habe«, sagte der Jäger.

»Die Felle, Flinten und das Pulver sind, von meinen jungen Leuten bewacht, zurückgeblieben.«

»Ich verlasse mich auf dich, Häuptling«, antwortete der Jäger, »aber wenn du mich hintergehst ...«

»Ein Indianer hat nur ein Wort.«

»Gut! Nun, wenn du also willst.«

Zehn Minuten später waren die Indianer Herren des Dor-

fes, dessen gesamte Einwohnerschaft, einer nach dem andern geweckt und ohne Widerstand gefangen worden war.

Das Fort wurde von den Comanchen eingeschlossen, die, nachdem sie Baumstämme, Wagen, Geräte und alle Ackergerätschaften der verzweifelnden Einwohner am Fuße der Mauern angehäuft hatten, nur noch auf ein Zeichen ihres Anführers warteten, um den Angriff zu beginnen.

Plötzlich erhob sich eine undeutliche Gestalt auf der Höhe des Forts und der Schrei des Wassergeiers erschallte.

Die Indianer steckten den Scheiterhaufen, den sie errichtet hatten, in Brand und rannten gegen die Palisaden, indem sie alle zugleich jenen entsetzlichen gellenden Kriegsruf erhoben, welcher ihnen eigen ist und welcher an der Grenze stets das Zeichen zum Morden gibt.

Kapitel 8 - Die indianische Rache

Die Lage der Amerikaner war höchst bedenklich.

Der Captain, den der still vorbereitete Angriff der Comanchen vollständig überrumpelt hatte, fuhr aus dem Schlaf in die Höhe, als sie, nachdem sie das vor dem Fort aufgestapelte Material in Brand gesteckt hatte, ihr entsetzliches Kriegsgeschrei erhoben.

Der wackere Offizier war aus dem Bett gesprungen, und obwohl ihn die rötliche Glut der Flamme einen Augenblick geblendet hatte, doch halb angekleidet, den Degen in der Hand, zu der Seite, wo die Mannschaft schlief, hingestürzt. Die Leute waren bereits munter und eilten mit der sorglosen Unerschrockenheit, die den Yankee auszeichnet, auf

ihre Posten.

Was war aber zu tun?

Die Besatzung bestand, den Captain mit eingerechnet , aus zwölf Mann.

Wie sollten sie in so geringer Anzahl den Indianern widerstehen, deren satanische Gestalten sich beim düsteren Schein der Feuersbrunst bewegten.

Der Offizier stieß einen Seufzer aus.

»Wir sind verloren«, murmelte er.

Bei den beständigen Kämpfen, welche an den Grenzen stattfinden, sind unsere zivilisierten Kriegsgesetze gänzlich unbekannt.

Das *vae victis*¹ herrscht im vollsten Sinne des Wortes. Die erbitterten Feinde, welche einander mit der ausgesuchtesten Grausamkeit bekämpfen, geben und erbitten keine Gnade.

Es handelt sich also bei jedem Kampf um Tod oder Leben.

Das ist der herrschende Gebrauch.

Der Captain wusste es und täuschte sich daher nicht über das Schicksal, das seiner warte, wenn er den Comanchen in die Hände fiel.

Er hatte den Fehler begangen, sich von den Rothäuten überrumpeln zu lassen, er musste die Folgen seiner Unvorsichtigkeit auf sich nehmen.

Aber der Captain war ein tapferer Soldat. Da er überzeugt war, dass er aus dem Wespennest, in welches er sich begeben hatte, nicht lebend entkommen würde, so wollte er we-

1 lateinisch; »wehe den Besiegten!«; nach dem angeblichen Ausspruch des Gallierkönigs Brennus nach seinem Sieg über die Römer 387 v. Chr.

nigstens mit Ehren fallen.

Es war nicht nötig, die Soldaten an ihre Pflicht zu mahnen, sie wussten so gut wie ihr Captain, dass es keine Rettung für sie gäbe.

Die Verteidiger des Forts nahmen also entschlossen ihre Plätze hinter den Barrikaden ein und begannen mit einer Sicherheit und Präzision auf die Indianer zu schießen, welche diesen große Verluste verursachte.

Der erste Mensch, den der Captain erblickte, als er die Plattform des Forts erstieg, war der alte Jäger Weißauge.

»Ha!«, murmelte der Offizier für sich, »was tut dieser Mensch hier, und wie ist er hergekommen?«

Er zog hierauf eine Pistole aus dem Gürtel, ging gerade auf den Mestizen los, packte ihn bei der Gurgel, setzte ihm die Mündung auf die Brust und sagte mit jener Kaltblütigkeit, welche die Amerikaner von den Engländern geerbt und noch bedeutend vervollkommnet haben: »Auf welche Weise bist du hereingekommen, alte Eule?«

»Nun, wahrscheinlich durch die Tür«, antwortete der andere gleichgültig.

»Ach was! So bist du ein Hexenmeister?«

»Vielleicht.«

»Spaß beiseite, Mischling. Du hast uns an deine Brüder, die Rothäute, verkauft.«

Ein unheimliches Lächeln flog über das Gesicht des Mestizen. Der Captain bemerkte es.

»Dein Verrat wird dir aber nichts nützen, Elender«, sagte er mit Donnerstimme. »Du wirst ihm zuerst als Opfer fallen.«

Der Jäger riss sich durch eine plötzliche und unerwartete Bewegung los. Dann sprang er zurück, und seine Flinte

schulternd, sagte er spottend: »Das werden wir sehen.«

Die beiden Männer, welche sich auf der schmalen, vom düsteren Schein des stets höher steigenden Feuers erhellten Plattform gegenüberstanden, würden einem unbeteiligten Zuschauer einen schreckenerregenden Eindruck gemacht haben.

Jeder von den beiden repräsentierte eine jener zwei Menschenrassen in den Vereinigten Staaten, deren Kampf nur mit der Ausrottung der einen zum Vorteil der anderen enden wird.

Zu ihren Füßen nahm das Gefecht die riesenhaften Verhältnisse eines Epos an.

Die Indianer stürmten voll Wut und mit lautem Geschrei gegen die Wälle, hinter welchen die Amerikaner sie mit Flintenschüssen oder dem Bajonett empfangen.

Indessen breitete sich das Feuer immer mehr aus, die Soldaten fielen einer nach dem anderen. Bald musste alles vorbei sein.

Der Captain hatte die Drohung Weißauges mit einem verächtlichen Lächeln beantwortet.

Schnell wie der Blitz hatte er seine Pistole auf den alten Jäger abgefeuert. Dieser ließ seine Flinte fallen, sein rechter Arm war zerschmettert.

Der Captain stürzte mit einem Freudengeschrei auf ihn zu.

Dieser unerwartete Stoß warf den Mestizen zu Boden. Sein Feind stemmte ihm das Knie auf die Brust und betrachtete ihn einen Augenblick.

»Nun«, sagte er mit bitterem Lachen, »hatte ich mich geirrt?«

»Nein«, antwortete der Mestize mit fester Stimme, »ich

bin ein Dummkopf, mein Leben gehört dir, töte mich.«

»Sei unbesorgt, ich habe dir eine indianische Todesart zugegедacht.«

»Beeile dich, wenn du dich rächen willst«, erwiderte der Jäger ironisch, »denn bald wird es zu spät sein.«

»Ich habe Zeit genug ... Warum hast du uns verraten, Elender?«

»Was kümmert es dich.«

»Ich will es wissen.«

»Nun wohl! So höre!«, sagte der Jäger nach einem Augenblick des Schweigens, »deine Brüder, die Weißen, sind die Henker meiner ganzen Familie gewesen. Ich habe mich rächen wollen.«

»Aber wir hatten dir ja nichts getan?«

»Seid ihr nicht auch Weiße? Töte mich, dass die Sache ein Ende nimmt ... ich kann mit Freuden sterben, denn zahlreiche Opfer werden mir in das Grab folgen.«

»Wohlan! Wenn dem so ist«, sagte der Captain mit düsterem Lachen, »so werde ich dich deinen Brüdern nachschicken, du siehst, dass ich dein ehrlicher Feind bin.«

Hierauf drückte er das Knie fest auf die Brust des Jägers, um ihn daran zu hindern, dass er sich der ihm zugegедachten Strafe entzog.

»Nach Indianerart«, sagte er zu ihm.

Und mit der Rechten sein Messer ergreifend, fasste er mit der Linken das dicke, harte, graue Haar des Mestizen, trennte ihm mit unglaublicher Gewandtheit die Kopfhaut durch und riss sie herunter.

Der Jäger konnte bei dieser furchtbaren Verstümmelung einen durchdringenden Schmerzensschrei nicht zurückhalten, das Blut floss in Strömen von seinem nackten Schädel

und bedeckte sein Gesicht.

»Töte mich«, sagte er, »töte mich, die Schmerzen sind entsetzlich.«

»Findest du das?«, fragte der Captain.

»O! Töte mich. Töte mich.«

»Nicht doch«, antwortete der Offizier achselzuckend, »hältst du mich für einen Schlächter? Nein, ich werde dich deinen würdigen Freunden zurückgeben.«

Er nahm daraufhin den Jäger bei den Beinen, schleppte ihn bis an den Rand der Plattform und gab ihm einen Fußstoß.

Der Unglückliche suchte sich instinktiv festzuhalten, indem er mit der Linken einen vorspringenden Balken, der nach außen lag, erfasste. Er schwebte einen Augenblick zwischen Himmel und Erde.

Er gewährte einen grauenhaften Anblick. Der von der Haut entblößte Schädel, sein fortwährend von dunklem Blut überströmtes Gesicht, das durch den Schmerz und das Entsetzen verzerrt wurde, sein von krampfhaften Zuckungen bewegter Körper flößte Abscheu und Schrecken ein.

»Erbarmen, Erbarmen!«, murmelte er.

Der Captain betrachtete ihn mit einem Lächeln auf den Lippen und über der Brust gekreuzten Armen, aber die erschöpften Kräfte des Unglücklichen konnten ihn nicht länger tragen, seine krampfhaft geschlossenen Finger ließen den Halt, den sie mit der Kraft der Verzweiflung umklammert hatten, los.

»Henker! Sei verflucht!«, kreischte er im Ton der höchsten Wut.

Er stürzte hinab.

»Glückliche Reise«, sagte der Captain hohnlachend.

Am Tor des Forts erhob sich ein ungeheures Geschrei.
Der Captain eilte den Seinen zu Hilfe.

Die Comanchen hatten sich der Barrikaden bemächtigt.
Sie drangen in Massen in das Innere des Forts und mordeten und skalpierten die Feinde, die ihnen in den Weg kamen.

Vier amerikanische Soldaten blieben allein noch übrig.
Die anderen waren tot.

Der Captain verschanzte sich auf der Treppe, welche zu der Plattform führte.

»Ihr könnt ruhig sterben, meine Freunde«, sagte er zu seinen Kameraden, »ich habe den, der uns verraten hat, getötet.«

Die Soldaten erwiderten diesen eigentümlichen Trost mit einem Freudengeschrei und bereiteten sich vor, ihr Leben teuer zu verkaufen.

Aber es ereignete sich etwas Unbegreifliches.

Das Geschrei der Indianer war wie durch einen Zauberschlag verstummt.

Der Angriff war eingestellt worden.

»Was treiben sie denn«, murmelte der Captain, »welche neue Teufelei haben die Satane ersonnen?«

Als sich die Indianer aller Außenwerke des Forts bemächtigt hatten, befahl Adlerkopf, den Kampf zu unterbrechen. Die im Dorf gefangen genommenen Ansiedler, zwölf an der Zahl, worunter vier Frauen waren, wurden einer nach dem anderen vorgeführt.

Als die zwölf Unglücklichen zitternd vor ihm standen, ließ Adlerkopf die Frauen beiseite bringen. Dann befahl er den Männern, einer nach dem anderen vor ihm vorbeizugehen, betrachtete ihn aufmerksam und gab dann den Krie-

gern, die ihm zur Seite standen, ein Zeichen.

Diese packten sofort die Amerikaner, hieben ihnen mit der Machete beide Hände ab, skalpierten sie und stießen sie in das Fort.

Sieben Ansiedler hatten bereits diese entsetzliche Tortur über sich ergehen lassen müssen..

Es war nur noch einer übrig.

Es war ein hochgewachsener, magerer, aber noch rüstiger Greis, sein schneeweißes Haar fiel auf seine Schultern herab, seine schwarzen Augen schossen Blitze, aber sein Gesicht blieb unbewegt. Er schien mit Gleichmut zu erwarten, dass Adlerkopf sein Los entscheide und ihn den übrigen Unglücklichen übergab.

Der Comanchen-Häuptling betrachtete ihn jedoch mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit.

Endlich erheiterten sich die Züge des Indianers, ein Lächeln flog über seine Lippen, er reichte dem Greis die Hand, sagte in schlechtem Spanisch und mit dem Kehlton seines Volkes: » No sabes que un amigo? - Kennst du einen Freund nicht?«

Bei diesen Worten zuckte der Greis zusammen und sagte, indem er den Indianer ebenfalls betrachtete, mit Erstaunen: »Oh! El gallo, der Hahn.«

»Oah!«, erwiderte der Häuptling zufrieden, »ich bin ein Freund des Graukopfes, die Rothäute haben nicht zwei Herzen, mein Vater hat mir das Leben gerettet, mein Vater wird mit mir in meine Hütte kommen.«

»Dank, Häuptling, ich nehme dein Angebot an«, sagte der Greis und drückte die Hand, die ihm der Indianer reichte, mit Wärme.

Hierauf eilte er zu einer Frau in mittleren Jahren, von ed-

lem Aussehen, deren vor Kummer gewelkte Züge doch noch Spuren großer Schönheit zeigten.

»Gott sei Dank!«, sagte sie mit Innigkeit, als der Greis zu ihr trat.

»Gott verlässt diejenigen nie, die ihr Vertrauen in ihn setzen«, antwortete er.

Während dieser Zeit führten die Rothäute die letzten Szenen des furchtbaren Dramas auf, welchem der Leser beige-wohnt hat.

Als alle Ansiedler in dem Fort eingeschlossen waren, wurde das Feuer mit allem Material, was man nur finden konnte, wieder neu belebt, und bald trennte eine feurige Mauer die unglücklichen Amerikaner von der übrigen Welt.

Das Fort glich nun nur noch einem ungeheuren Scheiterhaufen, aus welchem Schmerzensgeschrei, von Zeit zu Zeit durch Flintenschüsse unterbrochen, ertönte.

Die Comanchen beobachteten gleichmütig aus einiger Entfernung den Fortschritt des Feuers und lächelten dämonisch über ihre gelungene Rache.

Die Flammen hatten das ganze Gebäude ergriffen, sie stiegen mit rasender Schnelligkeit immer höher und erhellten die Wildnis weithin, wie ein gespenstiger Leuchtturm.

Auf der Höhe des Forts sah man einige Gestalten, die sich verzweiflungsvoll umherbewegten, indessen andere knieten und die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen schienen.

Plötzlich erschallte ein fürchterliches Gekrache, ein schrecklicher Schmerzensschrei stieg zum Himmel empor, und das Fort stürzte in die prasselnden Flammen, dass Millionen Funken emporsprühten.

Alles war vorbei.

Die Amerikaner hatten unterliegen müssen.

Die Comanchen pflanzten einen Baumstamm an der Stelle, wo das Dorf gestanden hatte, auf. An diesen nagelten sie die Hände der Einwohner und befestigten ein blutiges Beil auf der Spitze.

Dann, als sie die wenigen Hütten, welche noch standen, in Brand gesteckt hatten, gab Adlerkopf das Zeichen zum Aufbruch.

Die vier Frauen und der Greis folgten den Comanchen als die einzigen Überlebenden der unglücklichen Ansiedelung.

Ein düsteres Schweigen legte sich auf die noch qualmenden Trümmer, welche vor Kurzem noch der Schauplatz so entsetzlicher Szenen gewesen waren.

Kapitel 9 - Das Gespenst

Es war ungefähr acht Uhr morgens und eine strahlende Herbstsonne übergoss die Prärie in ihrem herrlichen Licht.

Die Vögel flatterten mit seltsamem Geschrei hin und wieder, während andere unter dem dichten Laub versteckt ihre melodischen Lieder ertönen ließen. Zuweilen steckte ein Hirsch den scheuen Kopf aus dem hohen Gras hervor und verschwand mit weiten Sätzen in der Ferne.

Zwei Reiter, die die Kleidung der Waldläufer trugen und auf ein Paar herrlichen, halbwilden Pferden saßen, ritten im scharfen Trab das Ufer des Canadian entlang, während mehre schwarze Jagdhunde, die an den Augen und der Brust gelb gefleckt waren, um sie herumsprangen und liefen.

Die beiden Reiter waren Treuherz und sein Freund Belhumeur.

Treuherz schien sich wider seine Gewohnheit der lebhaftesten Freude hinzugeben, sein Gesicht strahlte, er blickte mit Behagen um sich. Zuweilen hielt er an, blickte in die Ferne, und schien am Horizont irgendeinen Gegenstand zu suchen, den er noch nicht erkennen konnte. Dann ritt er mit einem Zeichen der Ungeduld weiter, um hundert Schritte weiter dasselbe Manöver zu wiederholen.

»Gib dich zufrieden!«, sagte Belhumeur endlich lachend, »wir werden schon hinkommen.«

»Caramba! Das weiß ich wohl, aber ich möchte schon da sein. Die einzigen glücklichen Stunden, welche mir der Himmel vergönnt, verlebe ich bei derjenigen, die wir aufsuchen! Meine Mutter! Meine geliebte Mutter, die alles um meinetwillen verlassen hatte, allem ohne Bedenken und ohne Klage entsagt hat! Ach, welch ein Glück ist es, eine Mutter zu haben, ein Herz zu besitzen, welches das unsre versteht, das sich selbst ganz vergisst, um in uns aufzugehen, das nur in uns lebt, sich freut, wenn wir uns freuen, sich betrübt, wenn wir betrübt sind! Das das Leben in zwei Hälften teilt, von denen es die schwerste für sich behält, während es uns die leichteste und angenehmste überlässt! Ach, Belhumeur! Um solch ein göttliches, aus Aufopferung und Liebe bestehendes Wesen, was man Mutter nennt, recht zu begreifen, muss man es, wie ich, lange Jahre entbehrt und es dann plötzlich wiedergefunden haben, und zwar liebender und verehrungswürdiger als je zuvor! Wie langsam wir vorwärtskommen! Jede Minute des Aufenthaltes kostet mich einen Kuss meiner Mutter, den mir die Zeit raubt! Werden wir denn niemals ankommen?«

»Hier sind wir an der Furt.«

»Ich weiß nicht, warum, aber eine heimliche Angst schnürt, mir das Herz zu, eine unbeschreibliche Ahnung lässt mich erzittern.«

»Verscheuche diese schwarzen Gedanken, mein Freund, in einigen Minuten werden wir bei deiner Mutter sein.«

»Ja, nicht wahr? Und doch, ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber die Gegend scheint mir verändert, die Stille, welche um uns herrscht, die Einsamkeit die uns umgibt, kommen mir unnatürlich vor. Wir sind nicht weit vom Dorf, wir sollten schon das Gebell der Hunde, das Krähen der Hähne, kurz, jene tausend Laute hören können, die einen bewohnten Ort verkünden.«

»In der Tat«, sagte Belhumeur mit einiger Besorgnis, »es ist alles recht still um uns.«

Die Reisenden befanden sich an einer Stelle, wo der Fluss eine plötzliche Biegung macht. Seine tief eingeschnittenen, von ungeheuren Felsenstücken und dichtem Gebüsch bedeckten Ufer, hinderten sie daran, in die Ferne zu sehen.

Das Dorf, auf welches die Jäger zuritten, war von der Furt, wo sie sich anschickten, den Fluss zu überqueren, kaum einen Büchenschuss entfernt, doch war es wegen der Umgebung noch nicht zu sehen.

In dem Augenblick, als die Pferde die Hufe ins Wasser setzten, prallten sie plötzlich zurück und die Jagdhunde erhoben jenes klagende Geheul, das ihnen eigen ist und den Unerschrockensten Furcht einflößt.

»Was heißt das?«, murmelte Treuherz, wurde totenblass und warf einen entsetzten Blick um sich. »Sieh!«, antwortete Belhumeur und zeigte mit dem Finger auf mehrere Leichen, welche unter der Wasseroberfläche vom Fluss mit

fortgetrieben wurden.

»Oh!«, rief Treuherz aus, »hier hat sich etwas Entsetzliches zugetragen. Meine Mutter! Meine Mutter!«

»Erschrick nur nicht so sehr«, sagte Belhumeur, »sie ist gewiss in Sicherheit.«

Treuherz gab, ohne auf die Tröstungen zu hören, die sein Freund an ihn richtete, und an die er selbst nicht glaubte, seinem Pferd die Sporen und sprengte in das Wasser.

Sie erreichten schnell das jenseitige Ufer.

Dort wurde ihnen alles klar.

Sie hatten den Schauplatz der Verwüstung in der entsetzlichsten Gestalt, die nur irgend denkbar ist, vor sich.

Das Dorf und das Fort waren nur noch ein Trümmerhaufen.

Ein schwarzer, dicker, widerlicher Rauch stieg in langen Säulen gen Himmel.

In der Mitte des Dorfes erhob sich ein Baumstamm, an dem Fetzen menschlicher Glieder festgenagelt waren, um welche sich die Urubusgeier mit lautem Geschrei stritten.

Hier und da lagen Leichen umher, welche von den wilden Tieren und den Geiern halb zerrissen worden waren.

Nirgends zeigte sich ein lebendes Wesen.

Nichts war verschont geblieben, alles zertrümmert und zerstört. Man sah auf den ersten Blick, dass Indianer mit ihrer blutdürstigen Wut und ihrem eingefleischten Hass gegen die Weihen da gehaust hatten. Ihre Spur war in feuriger und blutiger Schrift tief eingegraben.

»Ach«, rief der Jäger schaudernd aus, »meine Ahnung war eine himmlische Warnung. Meine Mutter! Meine Mutter!«

Treuherz sank verzweiflungsvoll zu Boden, bedeckte sein

Gesicht mit den Händen und weinte.

Der Schmerz des kräftigen Mannes, dessen erprobter Mut vor keiner Gefahr erbebte, glich dem eines Löwen - er hatte etwas Entsetzliches.

Sein Schluchzen war herzerreißend.

Belhumeur achtete den Schmerz seines Freundes. Welchen Trost hätte er ihm auch bieten können? Es war besser, dass er ihm gestattete, sich auszuweinen und den ersten Paroxysmen der Verzweiflung Zeit ließ, sich zu legen. Er war überzeugt, dass diese eiserne Natur sich nicht lange würde niederbeugen lassen und dass bald eine Reaktion eintreten würde, die ihm gestattete, zu handeln.

Indessen fing er, mit dem den Jägern angeborenen Instinkt, an, allenthalben herumzusehen, in der Hoffnung, eine Spur zu entdecken, die ihnen später bei ihren Nachforschungen von Nutzen sein würde.

Nachdem er die Ruinen lange umrundet hatte, wurde er plötzlich zu einem Gebüsch hingezogen, wo ein Gebell ertönte, welches ihm bekannt schien.

Er schritt eilig vorwärts. Ein Jagdhund, der dem seinen ganz gleich war, sprang fröhlich an ihm in die Höhe und bestürmte ihn mit Liebkosungen.

»O! O!«, sagte der Jäger, »was bedeutet das. Wer hat den armen Trim hier angebunden?«

Er zerschnitt die Fessel des Tieres und entdeckte, dass er ein vierfach zusammengefaltetes Stück Papier am Hals hatte, das sorgfältig an diesem befestigt war.

Er nahm es weg und eilte zu Treuherz zurück. »Bruder!«, sagte er, »hoffe!«

Der Jäger wusste, dass sein Freund nicht der Mann sei, ihm leere Tröstungen zu bieten. Er erhob sein von Tränen

gebadetes Gesicht zu ihm.

Sobald der Hund frei war, hatte er mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergriffen und stieß jenes abgebrochene, dumpfe Bellen aus, wie es die Jagdhunde hören lassen, wenn sie eine Fährte verfolgen. Belhumeur, der diese Flucht vorhergesehen hatte, hatte sich beeilt, dem Tier sein Tuch um den Hals zu binden.

»Man weiß nicht, was geschehen könnte«, murmelte der Kanadier, als er den Hund verschwinden sah.

Nachdem er diese philosophische Betrachtung angestellt hatte, war er zu seinem Freund zurückgekehrt.

»Was gibt es?«, fragte Treuherz.

»Lies!«, antwortete Belhumeur einfach.

Der Jäger griff hastig nach dem Blatt und las eifrig.

Es enthielt nur folgende Worte.

»Wir sind Gefangene der Rothäute ... Mut! ... Ihrer Mutter ist nichts zugestoßen.«

»Gott sei Dank!«, rief Treuherz mit Wärme und küsste das Papier, welches er an seiner Brust verwahrte, »meine Mutter lebt! Ich werde sie wiederfinden.«

»Gewiss!«, bekräftigte Belhumeur mit Überzeugung.

In dem Wesen des Jägers war wie durch Zauberei eine vollständige Verwandlung eingetreten. Er hatte sich hoch aufgerichtet, sein Gesicht strahlte.

»Lass uns unsere Nachforschungen beginnen«, sagte er, »vielleicht ist einer der unglücklichen Bewohner dem Tod entgangen. Durch ihn könnten wir erfahren, was vorgefallen ist.«

»Gut!«, sagte Belhumeur vergnügt, »so ist es recht, lass uns suchen.«

Die Hunde wählten mit wildem Eifer in den Trümmern

des Forts.

»Wir wollen hier anfangen«, sagte Treuherz. Beide räumten den Schutt weg. Sie arbeiteten mit einem Eifer, der ihnen selbst unbegreiflich war. Nach ungefähr zwanzig Minuten entdeckten sie eine Art Falltür.

Schwache, tonlose Laute drangen darunter hervor.

»Sie sind hier!«, sagte Belhumeur.

»Gott gebe, dass wir zeitig genug gekommen sind, um sie zu retten.«

Erst nach, langer Zeit und mit unsäglicher Mühe gelang es ihnen, die Falltür zu öffnen.

Da bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick.

In einem Keller, aus welchem eine faulige Luft hervor-drang, waren ungefähr zwanzig Menschen buchstäblich aufeinandergeschichtet.

Die Jäger konnten eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken und wichen unwillkürlich zurück. Aber sie kehrten unmittelbar darauf an die Öffnung des Kellers zurück, um zu versuchen, einige der Unglücklichen zu retten, wenn es nicht schon zu spät war.

Von allen diesen Menschen gab nur einer ein Lebenszeichen von sich, die übrigen waren tot.

Sie zogen ihn aus dem Keller hervor, legten ihn sanft auf einen Haufen dürren Lauben und ließen ihm die Hilfe angedeihen, die sein Zustand erforderte.

Die Hunde leckten dem Verwundeten das Gesicht und die Hände.

Nach einigen Minuten regte sich der Mann ein wenig, öffnete die Augen zu wiederholten Malen und stieß dann einen tiefen Seufzer aus.

Belhumeur brachte die Öffnung einer ledernen Flasche

voll Rum zwischen die zusammengepressten Zähne und flößte ihm einige Tropfen der Flüssigkeit ein.

»Er ist sehr krank«, sagte der Jäger.

»Er ist verloren«, antwortete Treuherz kopfschüttelnd.

Indessen hatte der Verwundete einige Kräfte gewonnen.

»Mein Gott!«, sagte er mit schwacher, flockender Stimme, »sterben, ich werde sterben!«

»Hoffen Sie«, sagte ihm Belhumeur sanft.

Eine flüchtige Röte malte die bleichen Wangen des Verwundeten, ein trauriges Lächeln verzog seine Mundwinkel.

»Warum sollte ich leben? Die Indianer haben alle meine Gefährten, nachdem sie sie abscheulich verstümmelt haben, umgebracht. Das Leben würde eine zu schwere Last für mich sein.«

»Wenn Sie vor Ihrem Tod noch einen Wunsch haben, den zu erfüllen in unseren Kräften steht, so reden Sie, und auf Jägerwort, wir werden es tun.«

Die Augen des Sterbenden blitzten mit düsterem Schein.

»Ihre Flasche«, sagte er zu Belhumeur,

Dieser reichte sie ihm.

Der Verwundete trank hastig, seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß und eine fieberhafte Röte färbte sein Gesicht, welches einen schrecklichen Ausdruck annahm.

»Hört!«, sagte er mit heiserer, abgestoßener Stimme, »ich war hier Kommandant. Die Indianer haben mithilfe eines elenden Mestizen, der uns an sie verkauft hat, das Dorf überfallen.«

»Wie heißt der Mann?«, fragte der Jäger lebhaft.

»Er ist tot! ... Ich habe ihn getötet!«, antwortete der Captain mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hass und Freude. »Die Indianer wollten sich des Forts bemächtigen,

der Kampf war fürchterlich, wir waren zwölf entschlossene Männer gegen zweihundert Wilde, was konnten wir tun? Kämpfen bis zum letzten Atemzug. Das beschlossen wir zu tun. Die Indianer haben uns, als sie die Gewissheit erlangten, dass sie uns nicht lebend in ihre Hände bekommen würden, die Einwohner des Dorfes zugeworfen, nachdem sie ihnen die Handgelenke durchschnitten und sie skalpiert hatten, dann haben sie das Fort in Brand gesteckt.«

Der Verwundete, dessen Stimme die Kraft verlor und dessen Worte unverständlich wurden, trank einige Tropfen Rum, und fuhr dann in seinem Bericht, dem die Jäger aufmerksam zuhörten, folgendermaßen fort.

»Ein unterirdischer Raum, der als Keller diente, zog sich unter den Gräben des Forts hin. Als ich sah, dass wir keine Rettung mehr zu hoffen hätten und die Flucht unmöglich war, ließ ich meine unglücklichen Gefährten in jenen Keller hinuntersteigen, weil ich hoffte, dass wir uns mit Gottes Hilfe auf diese Weise würden retten können. Einige Minuten später brach das Fort über uns zusammen. Niemand kann sich von den Qualen, die wir in diesem modrigen Loch ohne Luft und Licht ausgestanden haben, eine Vorstellung machen. Das Geschrei der Verwundeten - und das waren wir alle mehr oder weniger - die nach Wasser schrien, das Röcheln der Sterbenden bildete ein entsetzliches Konzert, welches keine Feder beschreiben kann. Unsere Schmerzen, die schon unerträglich waren, wuchsen noch mehr durch den Mangel an Luft. Eine Art wütender Raselei befiel uns. Wir stürzten einer über den anderen her, und es begann in der Dunkelheit, unter den Trümmern ein fürchterlicher Kampf, der nur mit dem Tod sämtlicher Kämpfenden enden sollte. Wie lange er gewährt hat, kann

ich nicht sagen. Schon fühlte ich, dass der Tod, der alle meine Gefährten erfasst hatte, sich auch meiner bemächtigen würde, als Sie kamen und ihn noch ein Paar Minuten lang aufhielten. Gott sei Dank! Ich werde nicht ungerächt sterben.«

Nach diesen kaum verständlich gesprochenen Worten herrschte ein feierliches Schweigen zwischen den drei Männern, welches nur durch das Röcheln des Sterbenden, dessen Todeskampf begonnen hatte, unterbrochen wurde.

Plötzlich richtete sich der Captain mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte in die Höhe, heftete seinen glühenden Blick auf die Jäger und sagte: »Die Wilden, welche mich angegriffen haben, gehören dem Stamm der Comanchen an, ihr Häuptling heißt Adlerkopf. Schwört mir, als ehrliche Jäger, mich zu rächen.«

»Wir schwören es!«, riefen die beiden Männer mit fester Stimme.

»Habt Dank«, murmelte der Captain, sank plötzlich zurück und blieb unbeweglich.

Er war tot.

Sein verzerrtes Gesicht und seine offenen Augen zeigten noch den Ausdruck der Verzweiflung, die ihn in seinen letzten Augenblicken beseelt hatten.

Die Jäger betrachteten ihn einen Augenblick lang, dann schüttelten sie den peinlichen Eindruck ab und schickten sich an, den unglücklichen Opfern der Wut der Indianer, die letzte Ehre zu erweisen.

Bei den letzten Strahlen der vergehenden Sonne beendeten sie das schwere Werk, welches sie sich auferlegt hatten.

Nachdem Treuherz einige Augenblicke geruht hatte, erhob er sich und sattelte sein Pferd. »Jetzt, Bruder«, sagte er

zu Belhumeur, »wollen wir die Fährte Adlerkopfs verfolgen.«

»Komm«, antwortete der Jäger.

Die beiden Männer warfen einen langen, traurigen Scheideblick um sich, piffen ihren Hunden und drangen kühn in den Wald ein, in dessen Dunkel die Comanchen verschwunden waren.

In diesem Augenblick stieg der Mond aus einem Meer von Nebeln hervor und warf sein bleiches Licht hell auf die Trümmer des amerikanischen Dorfes, in welchem die Einsamkeit und der Tod auf ewig herrschten.

Ende des ersten Bandes